Bürgersinn
und
Familienliebe,
oder
Tobias Hoppe.

Von
A. Lafontaine.

Erstes Bändchen.

Halle,
in der Rengerschen Buchhandlung.
1812.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bürgersinn

und

Familienliebe,

oder

Tobias Hoppe.

Von

A. Lafontaine.

Blanka von Horrberg an Regina.

Hier sitzt Deine arme Blanka, nahe bei Kollin, in einem einsam liegenden Wirthshause, was mein Schrecken noch vermehrt, an dem Sarge ihrer Mutter, von Allen verlassen! Von Allen! Das Wort wird so oft verschwendet. Ich fühle, was es heißt. Ich!

Ach, Regina, ich ließ mir nur Feder und Papier geben, um meine Seufzer an ein lebendes Wesen zu richten, um zu wissen, daß es noch Ein Herz giebt, das für mich schlägt.

Ach, in diesen wenigen Tagen habe ich gelernt, ich Aermste, wie viel, und wie

wenig werth die Dinge sind! O wie viel gäbe ich jetzt für einen Ton Deiner freundlichen Stimme; wie viel für einen Händedruck von Dir!

O trage meine Seufzer zu Reginen, du Sturmwind, der mich zum Zittern bringt!

Noch immer hier in diesem einsamen Hause, wo ich in jedem Winkel den Schrecken erblicke, und doch kann ich nicht fort; denn ich weiß ja nicht, wohin.

Meine Mutter erhielt zwei Briefe hintereinander, die sie erblassend las. Sie umarmte mich mit Thränen in den Augen, ach! wieder mit den Blicken, die Du kennst, die mir immer ein Unglück, ein schweres Unglück ankündigten und verschwiegen.

Dann sagte sie mit ihrem gewöhnlichen festen Tone: „Wir müssen von hier, Blanka!“ Ich weiß nicht, welch ein

Schrecken mich mit diesen Worten ergriff. „O Mutter," sagte ich höchst bewegt — „werden wir denn nie zur Ruhe kommen?"

Sie sah mich lange bedenklich an, und sagte endlich mit kalter — fast möchte ich sagen — Verhärtung: „Du wohl, Blanka!"

Wir reisten von Breslau ab, ohne einen Bedienten oder unsere Jungfer mitzunehmen, mit einem Lohnkutscher — denn auch unsere Equipage wurde verkauft — wir Beide ganz allein, durch die wilden rauhen Gebürge, die Schlesien und Böhmen trennen, ganz allein.

Auf dem Wege nach Prag, in einem Städtchen Kollin, wurde meiner Mutter nicht wohl; aber wie sie nun ist, sie gab nichts darauf, und wir fuhren ab. Aber eine halbe Stunde etwa nachher mußten wir hier vor diesem einsamen Gasthofe halten. Sie konnte nicht weiter.

Ein Arzt wurde geholt. Sie fragte den Arzt eifrig, ob es Gefahr hätte; denn sie selbst fühle sich sehr krank. Der Arzt

sagte ruhig nein, und drei Tage darauf starb sie in meinen Armen.

Sie gab mir ihre Börse, einen Brief an einen Herrn von Salborn in Hannover, und ihren Ring. Sie hob an zu reden; aber sie sank an meine Brust und war todt.

Dieselbe an dieselbe.

Prag.

Ach, mit einem leisen Herzpochen, liebste Regina, hebe ich diesen neuen Brief an; aber ich will Dir frei heraus erzählen, wie seltsam es einem Menschen gehen kann.

Unser Fuhrmann war wieder nach Breslau gefahren, und ich hatte schon seit dem Tode meiner Mutter acht Tage in dem Wirthshause zugebracht, ohne mich entschließen zu können, ob ich nach Breslau zurück oder nach Hannover zu

Herrn von Salborn gehen sollte. Meine Mutter hatte den Brief den Tag vor ihrem Tode geschrieben; sie hatte also wohl gewünscht, ich möchte nach Hannover gehen.

Ich bin wohl entschlossen; aber nur, denke ich, in wichtigen Dingen. Man hatte bisher für alle meine Bedürfnisse gesorgt. Ich weiß ja noch jetzt nicht, wie ich es hätte anfangen sollen, Pferde zu bekommen. Diese Kleinigkeiten sind es, die mich so ängstlich machen, die mich um meine ganze Entschlossenheit bringen.

So war ich in dem Wirthshause unentschlossen geblieben. Einen Morgen liege ich auf meinem Zimmer im Fenster, und sehe in die öde, häßliche Gegend hin, und Thränen des innersten Verdrusses rollten über meine Wangen, daß Niemand auf der Erde Theil an meinem Geschick nahm. Da rollte eine Chaise heran, in der ein junger Mann saß. Die Chaise hielt; der Postillion rief: „Nun sind wir da!" Dann zeigte er auf mich, und sagte: „Das ist sie!"

„So?“ rief der junge Mann mit schnellem Eifer aus den Wagen springend — „Dein Trinkgeld ist verdient! Wo denn?“

„Sehen Sie, dort oben! an der Ecke!“ Er zeigte wieder auf mich, und ich trat von dem Fenster zurück. „Gott sey Dank!“ rief ich mit triumphirendem Herzen — „daß man sich endlich meiner annimmt.“ Zwar wurde ich irre; denn ich kannte den jungen Mann nicht. Aber ich mußte es jetzt erfahren; denn er stürzte schnell die Treppe hinauf, den Gang zu meinem Zimmer her.

Mein Herz pochte unbändig, da er die Thür öffnete. „Sie verzeihen mir, meine Dame,“ sagte er ungemein artig — „das Interesse, das ich —“

„O mein Gott,“ sagte ich eilig — „reißen Sie mich aus meiner Unruhe! Wer sendet Sie? denn Sie kenne ich nicht. Wer ist es?“

Der junge Mann sah mich groß an; er verbeugte sich wieder. „Ich muß noch einmal um Verzeihung bitten —“

„O mein Gott,“ fiel ich ein — „wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich hier lebte; aber —“

„Der Herr,“ hob die Wirthin an — „will nur das Gemälde sehen, von Friedrich dem Großen.“

Sieh, liebste Regine, auf diesem Zimmer hatte der König Friedrich der Große vor der Schlacht bei Kollin gewohnt. Ein schlechtes Gemälde an einer Wand, das ich hundertmal gesehen und nicht verstanden hatte, enthielt den König, der die Schlachtordnung der Feinde mit dem Fernrohr übersieht.

Du kannst denken, wie ich erröthete, welche Glut meine Wangen bedeckte, und welch ein bitteres Gefühl der Schaam meine ganze Seele füllte, bei diesem Irrthume.

Der Fremde wendete sich gegen das Gemälde, ohne meine Verwirrung zu bemerken. Dann öffnete er das Fenster, und ließ sich von dem Postillon die Gegend der Schlacht zeigen. Er zog mich unbemerkt und mit einer angenehmen Feinheit

mit ins Gespräch, und war so freimüthig, daß ich glauben konnte, er habe in der That nichts bemerkt.

Er redete mit mir fort, mich dünkt, er suchte nach einem schicklichen Uebergange zu der Frage, worin mein Irrthum bestanden hätte. Ich suchte selbst mit einer Art von Angst nach einer Art, es ihm mit Anstand sagen zu können, als auf einmal die Wirthin mit den Worten hinein trat: „Ihr Gnaden können ja mit dem gnädigen Herrn fahren! Der Wagen ist groß genug, und so wären Ihr Gnaden auf einmal aus aller Noth."

Himmel! wie ich erröthete. Der junge Mann sagte: „Es würde mir höchst angenehm seyn, wenn mein Eindrängen in Ihr Zimmer mir Gelegenheit gäbe, Ihnen einen Dienst zu leisten."

„Und einen großen," rief die Wirthin wieder — „denn Ihr Gnaden hat hier im Hause ihre Mutter verloren, und nun haben Sie auf der Erde keinen Freund —"

„Ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn Euer Gnaden“ (man nennet hier alle Welt Ihr Gnaden) „mir erlaubten, Sie Ihren Freunden zuzuführen.“

Neue Fremde, die ankamen, riefen die Wirthin ab, und nun nahm ich alle meine Freimüthigkeit zusammen, das Gespräch zu enden, ehe sie wieder kam.

Ich sagte ihm in wenig Worten meinen Unfall, und die Unentschlossenheit, in der ich wäre, ob ich nach Breslau zurück, oder nach Hanover sollte.

„Wenn Sie anders in Breslau Freunde haben, mein Fräulein, so —“

„Die habe ich nicht; wir haben nur kurze Zeit in Breslau, und zwar in der Einsamkeit gelebt.“

„Oder wo Sie früher lebten?“

„Das war ein kleines Gütchen in Schlesien, was meine Mutter verkauft hat. Wir haben dort keinen Bekanuten mehr.“

„Freilich; aber da Sie den Herrn von Salborn gar nicht kennen, mein Fräulein —“

„Freilich!“ sagte ich achselzuckend.

„So wäre doch wohl der erste der beste Freund, oder Verwandte Ihrer Eltern —“

Ohne es zu merken, zog er nach und nach den Vorhang vor meinem Unglück weg.

Eine Thräne nach der andern drängte sich wider meinen Willen unter meinen Augenliedern weg; ach, ich wollte nicht weinen; hätte er nicht glauben können, ich wollte ihn bitten, sich meiner anzunehmen?

Ich sagte so muthig als möglich: „Ich habe nie einen Verwandten meiner Eltern gekannt. Meine Mutter hatte das Unglück, hier eine Fremde zu seyn, und wohl noch das größere, von dem Schicksal verfolgt zu werden.“

„Salborn! Salborn!“ sagte er nachsinnend — „Aber Sie können hier nicht bleiben, hier!“ Er sah in die wüste Ebene durch's Fenster hinaus.

Ach, Regina, wie sehr verlassen fühlte ich mich in diesem Augenblick! Aber ich weiß nicht, eben dieses Gefühl schien

mir den Muth wieder zu geben. Ich war entschlossen. „Ich habe kein anderes Mittel," sagte ich mit einer sanften Gleichgültigkeit — „als nach Hannover zu gehen. Ich danke Ihnen, Sie haben meine Unentschlossenheit geendigt." Ich verbeugte mich.

Er erröthete. „Habe ich," sagte er stockend — „irgend etwas gesagt, mein Fräulein, was Sie beleidigen konnte?"

Ich sahe, daß er meine Ruhe falsch auslegte. Ich sagte eifrig: „O nein! nein!"

„So gönnen Sie mir Ihr Vertrauen, mein theures Fräulein! Sie können weder hier allein bleiben, noch die Reise allein nach Hannover machen. Sie werden wenigstens hier nicht eine Gesellschafterin finden. Kurz, mein Fräulein, es wäre unmenschlich, hier auf dem, was der eingeführte Anstand gebietet, bestehen zu wollen. Prag erreichen wir in einem Tage. Wenn Sie mir erlauben wollen, Ihr Begleiter und Beschützer bis dahin zu seyn.

„Vertrauen denn gegen Vertrauen,“ sagte ich nun immer entschlossener — „wäre nicht der öffentliche Postwagen eine schicklichere Auskunft?“

„Vielleicht der am wenigsten, wenn Sie allein sind; und ich, ich muß heute Abend durchaus in Prag seyn. Aber ich will Ihren Entschluß nicht überraschen.“ Er verbeugte sich, und ging hinab.

Drei Minuten überlegte ich, dann packte ich. Nach zehn Minuten kam er zurück. „Ich reise,“ sagte ich — „unter dem Schutze eines edlen Mannes.“

„Unter dem heiligen Schutze der Menschlichkeit und der Ehre,“ sagte er, und nach zehn Minuten saß ich neben ihm in seiner Chaise; und Regina, hätte nicht der undurchdringliche Schleier einer dunkeln und so nahen Zukunft vor meinen Augen gehangen: ich hätte nie eine angenehmere Reise gehabt

Er verstand in einem Grade, den ich noch nie gesehen habe, die Kunst, die höchste Freimüthigkeit mit der höchsten Bescheidenheit zu verbinden, so daß ich in

der Gesellschaft eines geliebten Bruders nicht froher, nicht ruhiger, nicht unbefangner hätte reisen können. Es gab in dem ganzen Tage nicht Einen Augenblick, der mich hart an mein Verhältniß mit einem Fremden hätte erinnern können. Ich durfte nicht Einmal erröthen, nicht Einmal.

Und es war, als ob dieser Mann alle meine geheimsten Wünsche hätte errathen können.

Nahe vor Prag sagte er mit einer Freundlichkeit, als ob er von mir etwas Großes hätte bitten wollen: „Ich denke, wenn ich Ihre Erlaubniß habe, Sie in das Haus einer Bekannten von mir zu bringen, einer Frau, die Ihnen gefallen wird; und wollen Sie einen Tag lang für eine nahe Verwandte von mir gelten: so haben Sie gar kein Wort über ihre Güte gegen mich zu verlieren."

Aber er konnte mich in kein schlimmeres Haus führen, liebste Regina; denn hier tönet alles wieder von dem Lobe seines schönen, menschlichen Charakters. Es ist Mutter und Tochter, bei denen ich ein

paar Tage bleiben muß, da er hier Geschäfte hat. Er empfahl mich den beiden als eine theure Verwandte, und nun trug man mich auf den Händen.

Ich horchte mit der größten Aufmerksamkeit auf den Namen meines edlen Begleiters. Sie nennten ihn, wie ich ihn bisher genennt habe: er! ihn! Sieh, liebes Kind, das ist auch eine seiner guten Eigenschaften: er hat mir auf der ganzen Reise nicht zwei Fragen gethan nach meinen Umständen, als die gerade höchst nothwendig waren. Und er? er sieht aus wie das Geheimniß selbst, und man hat nicht das Herz ihm eine Frage nach seinem Namen vorzulegen.

Aus dem Gespräche auf der ersten Station mit dem Postmeister, schloß ich zum mindesten, er müßte ein Kaufmann seyn, und so — ach Regina, zwar habe ich Dir geschworen, mein Herz soll Dir immer offen stehen! — Ich lege mich an Dein Herz, und flüstre Dir mit einer warmen Schamröthe zu: ich bat ihn, mich Mamsell Horrberg zu nennen.

Ich

Ich erröthete, da ich ihn darum bat; aber nur nachher erst, da ich mit mir selbst darüber zu Rathe ging, fand ich, daß sein Stand, den ich entdeckt zu haben glaubte, Theil an der Bitte hatte.

Und habe ich nicht wohl gethan, liebste Regina? Wenn dieser Herr von Salborn mein Retter nicht seyn könnte; und ich bin fest entschlossen, fest, viel fester, als ich es Dir sagen kann, nie das Gnadenbrodt bei Jemanden, er sey wer es sey, zu essen, und müßte ich noch eine Stufe unter seinen Stand hinabsteigen. — O der Himmel prüfe mich nicht so hart! Das sagte ich bewegt die Hände gen Himmel hebend. Aber könnte dieser Herr von Salborn mein Retter nicht seyn? Was bin ich denn? Was, Regina?

Die Geldbörse meiner Mutter wird nicht immer reichen; was ich bei mir habe an Kostbarkeiten, auch nicht. Ach, ich habe das schon oft mit Schmerz gefühlt, auch meine Mutter fühlte das ohne Zweifel, und eben das erregt mein Grauen, wenn ich an ihre Begebenheiten denke,

Darum wurde ich so sorgsam in allen Künsten unterrichtet. „Nicht zu Deinem Vergnügen, Blanka!“ sagte meine Mutter oft mit finstrer Stirn — „Du hast Niemanden, wenn ich todt bin, zu dem Du in der Noth fliehen könntest, als Dich selbst. Ich gebe Dir mit, was Deine Mutter Dir mitgeben kann in's Leben: den Muth nichts für gering zu achten, was Dich erhalten kann.

Blanka von Horrberg an Regina.

Prag.

Nun der Brief fort ist, nun fällt mir erst ein, daß er unvollendet ist. Meine beiden Wirthinnen nennen meinen Begleiter nur Er. Nach seinem Namen konnte ich nicht fragen, da ich für eine nahe Verwandtin gehalten wurde.

Da fragte ich kurz und gut, wie sie mit meinem Verwandten bekannt geworden wären.

Fast eben so, Regina, wie ich selbst. Die Mutter ist die Witwe eines kleinen Kaufmanns in einer kleinen böhmischen Stadt. Mein Freund findet Beide verlassen von allen Menschen, dem allerhöchsten Elende ganz nahe. Er erkundigt sich vorsichtig nach ihrem Charakter, und nun nimmt er Mutter und Tochter mit nach Prag, arbeitet unermüdet, der Mutter einen kleinen Laden mit Putz, wofür die Tochter Geschick und Geschmack hat, anzuschaffen. Er schafft ihr in Prag Kredit auf eine beträchtliche Summe, und in Leipzig auf die neuesten Muster der Modewaaren.

Nach einem Jahre kommt er wieder durch, und Mutter und Tochter, die es jetzt schon zu einer Ladenjungfer gebracht haben, wollen ihrem Schutzengel zu Füßen fallen.

„Sehen Sie," sagte die Mutter — „das ist mein Elend eben, daß ich dem Mann nicht einmal danken darf! Denn er beweist mir aus seinem Taschenbuche, daß er für mich nicht mehr gethan, als er hat

mir für das erste Jahr auf sein Risiko Kredit verschafft, und liebste Madame, sagte er dann mit der freundlichen, herzlichen Höflichkeit, die Sie kennen —"

„Ach ja, die ich kenne. Diese innerste schöne Theilnahme an allen Menschen."

Hinzu: „Bei Ihrer Redlichkeit lief meine Verbürgung keine Gefahr."

„Aber wie kommt es denn, liebe Madame, daß Sie nie seinen Namen nennen?"

„Ja, mein Gott, ich weiß nicht, wie er heißt?"

„Da er sich für Sie verbürgt hat. Das kann ja ohne seinen Namen nicht geschehen."

„Er reist für ein Triester Haus, sagt der Kaufmann, unter dessen Firma die Bürgschaft geschehen ist. Das Haus heißt Forel. So nennen Sie ihn hier; aber er ist gewiß nicht aus Triest: Nicht wahr?"

„Warum nicht?" sagte ich beschämt über die Frage. Es ist zum Glück gestern gewesen, da sie mich fragte, und morgen reisen wir ab. Also siehst Du, Regina,

sie wissen seinen Namen so wenig, als ich; aber ich bin nicht dankbarer, als diese Beiden sind. Er hat mich und die Tochter in ganz Prag umhergeführt. Ach, Regina, er hat das Mädchen so gut gerettet, wie mich; aber es that mir wohl, daß er mich ganz anders behandelte, ganz anders. Mich dünkt, er nennt mich mit eben so viel Vergnügen Cousine, als ich mich so von ihm nennen höre. Er behandelt mich mit einem auffallend größern Zutrauen, was er unglaublich in seiner Gewalt hat, und was aussieht, als die höchste Ehrerbietung.

Er führte uns auf das Prager Schloß, von wo man eine paradiesische Aussicht über die Stadt und die Gegend hin hat. Der Anblick der Berge versetzte mich recht lebendig wieder in mein Jugendparadies. Der Gedanke, nun keinem Menschen anzugehören, keinem, ich, die, ach so reich war in ihrer Kindheit an Liebe, an Herzen; die finstere Aussicht in eine so ganz dunkle Zukunft,

bewegte mich, und dann beklemmte sie mein Herz so, daß ich erblassen mochte.

In der That, Regina, eine Sekunde lang schwankte die Gegend vor mir und verschwand im Dunkel einer schnell vorübergehenden Ohnmacht.

Er umfaßte mich; denn ich stand mit ihm dicht am Rande des hohen, steilen Felsens.

„Was war das?“ fragte er höchst besorgt. Lächelnd antwortete ich: „Nichts, ach nichts, als ein zu lebendiges Andenken an einige zu glückliche Stunden.“

„Die gewiß wiederkommen,“ sagte er ernst — „denn es kann dem schönsten Herzen der schönste Lohn nicht fehlen.“

Ich antwortete nicht; ich machte ihn, um das Gespräch zu enden — denn er füllte, Regina, er füllte mein armes Herz wieder mit andern Hoffnungen — aufmerksam auf einige schöne Punkte in der Landschaft. Er hörte mich lächelnd und aufmerksam an; das verwirrte mich. Ich erröthete, und schwieg. Er wendete

sich an meine Begleiterin, und so lebte das Gespräch mit Heiterkeit wieder auf.

Ach, Du, Ihr alle wißt es nicht, welche eine bitter-süße Empfindung es ist, wenn man so verlassen ist, als ich es bin, und ein edles Herz öffnet sich zur Hülfe, zu mehr als Hülfe und Schutz, zu dem Schönsten in der Natur, zur Liebe! Und die Verlassene darf ihr Herz nicht öffnen!

„O Regina! Regina!

Blanka von Horrberg an Regina.

Dresden.

Es fand sich eine bequeme Gelegenheit für mich nach Hannover zu kommen. Sie wurde mir angetragen in seiner Gegenwart. O sind denn wirklich zwei Seelen in uns? Es war eine Dame, die von Prag nach Braunschweig ging, und eine weibliche Gesellschaft suchte. Die erste Aufwallung meiner Empfindung darüber war Freude. Ich wendete mich zu

ihm mit den Worten: „Das Glück ist so emsig besorgt für mich, daß ich fast Unrecht thue, mich zu beklagen.“ Er bückte sich. „Aber ehe Sie das annehmen,“ sagte er ruhig — „dächte ich, müßte man sich erkundigen, wer die Dame ist.“

„Und das dürfte ich Ihnen auftragen?“ sagte ich froh.

Er ging. Ich hätte wetten können, er würde Schwierigkeiten finden; denn in der That, Regina, ich wünschte, er fände welche. Aber er kam zurück, und gab mir mit einer Ruhe, die mich doch wahrlich anfing zu verdrießen, die Nachricht, daß an meiner Begleiterin gar nichts auszusetzen sey. Es ist eine ehrwürdige Matrone, aus deren Gesicht die Güte, die Sanftmuth, die Gefälligkeit lebendig hervor scheint. Sie erwartet mit Ungeduld den Augenblick, ihre Begleiterin kennen zu lernen.

Wir schwiegen beide. „Und so,“ sagte er stärker, seine Blicke auf mich heftend — „so ist eine schöne Minute verschwun-

den, und wer weiß, ob das Leben eine eben so schöne hat?"

„Dann wäre es doch wohl sehr arm," sagte ich lächelnd.

„Sie versprechen mir also, mir noch einmal zu begegnen?"

„Das sollte jeder Unglückliche wenigstens wünschen."

Ich mußte mich anziehen, um meine Reisegefährtin aufzusuchen. Er ging, nachdem er mir versprochen hatte, mich morgen an den Wagen zu bringen.

Ich sah ihm mit einem ängstlich schlagenden Herzen nach, und in dem Augenblicke that ich den Wunsch, ich möchte das Unglück haben, der Dame zu mißfallen, und — o wie häßlich das menschliche Herz seyn kann! — Ich fühlte unterwegs wider meinen Willen in mir den Entschluß entstehen, wachsen, stark werden, das Wohlwollen der Frau, die er mir so gut beschrieb, nicht zu verdienen.

Ich war unzufrieden mit mir selbst; aber ich konnte des Entschlusses nicht Herr werden. Ich ging die Treppe hin-

auf mit einer unleidlichen Laune über meine Ungezogenheit.

Aber so wie ich den ersten Blick auf die Dame warf, war mein Verdruß dahin. Ich beugte mich tief vor ihr, um ihr mein Unrecht abzubitten. Sie empfing mich gütig; aber sie sagte mir, daß ein Brief, den sie eben erst erhalten, ihre Abreise noch um vierzehn Tage verzögerte.

Diese Nachricht machte, daß mein Herz in einer so reinen Heiterkeit aufwallte, die wahrlich einer bessern Veranlassung werth gewesen wäre. Ach, ich bin ein Kind, und mein Herz, das ich für stark hielt, indem es unter den Händen eines harten Schicksals gebildet ist, ist sehr schwach.

Ich ließ mich es so sehr merken, wie angenehm mir die Nachricht kam, daß selbst die Dame darüber scherzte. Aber ich ging fröhlich nach Hause, ich umarmte die Wirthin voll Vergnügen bei meiner Erzählung, und nun legte ich, mich hineinträumend in eine frohe Zukunft, mich nie-

der. Es war der erste heitere Abend seit dem Tode meiner Mutter.

Am andern Morgen kam mein Freund. Er hörte draußen schon die Nachricht, daß ich nicht mit der Dame gehen würde. Er kam hastig ins Zimmer, er sah mich mit glänzenden Augen an. Er küßte meine Hand, und rief: „Ich Ungläubiger, heute schon danke ich dem Geschick für eine noch schönere Minute!"

Seine Hand zitterte, und ihr Zittern steckte mich an. Ich hatte kaum die Gewalt, ihm ruhig dem Vorfall mittheilen zu können.

„Lassen Sie uns geschwind reisen," rief er eifrig — „ich traue dem Geschick nicht. Ich beschwöre Sie, lassen Sie uns reisen!"

Das war das erste Mal, daß er nicht ruhig schien. So reisten wir den andern Tag von Prag ab. Er hatte ein Mädchen für mich gemiethet bis Hannover. Ich schlug es aber durchaus ab. Ich sagte ihm freimüthig: „Ich will lieber gegen den Anstand fehlen, den rohe

Sitten nöthig machten, als gegen ein Gefühl meines Herzens, das ich zu vertheidigen habe. Ich mußte gar nicht mit Ihnen reisen, wenn ich mißtrauisch war."

So fuhren wir mit Sonnenaufgang ab. Da wir die Höhe erreicht hatten, und Prag nun unten in dem hellen Nebelthale, das von der Sonne nur erröthet war, neben uns lag, und uns der reinste Morgen auf der Höhe umfing; da wich wie durch ein Wunder alle Unruhe aus meiner Brust. Ich fühlte mich glücklich, und ich sagte es ihm.

„Ich hoffe," antwortete er mir — „wir wollen Töplitz heute erreichen. Dort werden Sie bei einer Familie die Nacht zubringen, die es werth ist, daß Sie sie kennen.

Der Postillon, der das hörte, rief: „Helf es Gott! aber das glaube ich nicht. Fürst Kinsky hat zwölf Pferde bestellt, und der schwedische Gesandte soll heute auch kommen."

Die Nachricht machte Herrn Forel unruhig, mich gar nicht. Und so wars.

Der Fürst war unterwegs, der Gesandte auch, und mich dünkt halb Böhmen. Wir mußten auf jeder Poststation zwei Stunden auf Pferde warten, und so erreichten wir Abends ein Dörfchen, wo doch in der That kaum zu bleiben war.

„Wenn Sie sich entschließen könnten," sagte er unruhig — „lieber zu fahren. Die Nacht ist hell."

Ich willigte sogleich ein. So wie es finster wurde, hörte er auf zu reden. Er hatte sich zurückgelegt, in den Winkel des Wagens, als schliefe er; aber bei der geringsten Bewegung, die ich machte, schlug er so hell die Augen auf, daß ich wohl sah, er war sehr wach.

Ich machte es ihm nach, und so schlief ich glücklich ein, und wie ich erwachte, umstrahlte mich der helle Sonnenschein. Mein Haupt ruhte auf einem Kissen, das er mir untergeschoben hatte. Ich war verhüllt in seinem Mantel gegen die Nachtluft. Ich hätte kaum bequemer in einem Bette ruhen können, und er, er war gar nicht im Wagen. Er ging neben dem

Wagen her. Wir fuhren eben den steilen Gollenberg hinan.

Ich rief ihm mit einer frohen Dankbarkeit einen guten Morgen zu. Ich sprang aus dem Wagen. O mochte er es an meinen glänzenden Augen sehen, was in meiner Seele vorging! Ich hatte für ihn kein Geheimniß mehr. „Sie haben süß geschlafen!" sagte er lächelnd.

„Denn die Freundschaft bewachte meinen Schlummer." Ich reichte ihm meine Hand; und da der Wagen wegen der steilen Höhe mit Ochsen bespannt war: so gingen wir beide den Fußsteig durch den Wald.

O liebste Regina, welch ein Morgen! Alle frische Lebensquellen sprudelten in meinem Herzen hoch empor, alle Schutzgeister des ganzen Lebens, der Hoffnung, der Sicherheit, der Freude, ja der Liebe; aber einer bessern, einer reinen, heiligen Liebe flatterten mir entgegen. Das frohe Gezwitscher der Vögel war nur die Freudenstimme meines Herzens; der Morgenglanz war nur der Abglanz meiner Freude.

„Der schöne Morgen erheitert Sie so,“ sagte er.

„Der in meiner Seele wohnt,“ antwortete ich vertraulich. — „Mich dünkt, das Vertrauen ist die schönste Empfindung der Seele!“ Und bei diesen Worten reichte ich ihm noch einmal die Hand, um ihm zu sagen, daß ich ihn meinte.

Ich war gewiß, Regina, daß das alles zu keiner Erklärung unserer Empfindungen führen würde. Er lächelte mich seelenvoll an, drückte meine Hand in seine, und unser Gespräch wurde eine ruhige, schöne Unterhaltung, die gewiß nicht eine Spur vom Erzwungenen hatte.

Aber ich fühlte, ich würde diesen Mann unendlich lieben können; aber sagen durfte er mir nicht, was er fühlte.

So kamen wir am Abend spät in Dresden an.

Blanka an Regina.

Braunschweig.

Ich bin von ihm getrennt, liebe Regina! Diese paar Worte sind der Text, auf den meine Seele seit drei Wochen alle ihre Gedanken bezieht. Getrennt! Warum mußte ich ihn finden, frage ich mein Schicksal, von dem getrennt seyn so wehe thut?

„Es giebt Menschen," sagte meine Mutter oft schwermüthig — „denen das Geschick immer den Rosenkranz der Freude zeigt; und nähern sie sich: so drückt sie ihnen eine Dornenkrone auf das zu sehr schlagende Herz. Aber," setzte sie dann hinzu, und ging mit starkem Schritt auf und nieder — „aber stark wird die Seele dann und muthig. Und Muth, Blanka, Muth ist fast so viel werth, als Glück!" Warum fand ich ihn, den ich so verlieren sollte?

„Mich dünkt, Regina," sagte ich mit schwermüthig gestütztem Haupte — „er liebte mich." Er sah, daß ich ihn liebte,

liebte, und darum eben schwieg er. Aber unsre Herzen flossen zusammen in unschuldiger, natürlicher Bewegung, wie zwei nachbarliche Thautropfen im Kelch einer Lilie vom sanften Hauche der Frühlingsluft zittern, sich nähern, sich berühren und Eins sind. Mich dünkt Regina, nein, mich dünkt nicht, ich bin überzeugt, daß Eine Empfindung unsre Seelen berührt, und bewegt. Wir standen auf der Bildergallerie in Dresden, immer vor Einem Gemälde, und immer hatte uns dasselbe gerührt. Bei allen Musiken bezeichneten unsre Blicke, die in einander fielen, dieselben Takte. In der sächsischen Schweitz war es zuweilen sogar lächerlich, wie unsre frohen O und Ach beim Anblicke eines dunkeln Thals, eines lieblichen Gebüsches zusammen fielen, in demselben Moment. In Trauerspielen rührte ihn der Anblick, dasselbe Wort, das in mein Auge Thränen lockte. Im Lustspiele mußte ich lächeln, wo er lachte. Diese Aehnlichkeit unsrer Empfindung ging in der That erstaunlich weit.

Und nun getrennt! getrennt! und auf immer! — Auf immer? Laß doch sehen!

Wenn ich nun den Herrn von Salborn nicht fände? — Auf immer! auf immer!

O ich wußte ja, wie er mich liebte! Seine stockende Stimme, sein furchtsamer Blick, seine zitternde Hand, und dennoch sein sicheres Vertrauen gegen mich in allem, was ich wissen mußte. Er liebte mich.

Und wie er erfuhr, Regina, welche Talente Deine Blanka besitzt, und wie ich mich des Zufalls so eitel, und doch so unschuldig freute, der ihn mit einem Talente von mir bekannt machte.

Sieh, da traf ich auf der Gallerie in Dresden ein Mädchen vor einem Michael sitzend, und ihn zeichnend. Forel machte mich aufmerksam auf den stillen Reiz der jungen Künstlerin; ein blasses, schönes, denkendes Gesicht, alles vergessend, mit der ganzen Seele auf dem göttlichen Muthe des Engels ruhend.

Ich trat zu ihr. Sie hob, wie ich herantrat, das Auge von einer langen Augenwimper beschattet, zu mir auf. Es war ein lieblicher Anblick, und ich konnte mich nicht enthalten, mich mit aller Freundlichkeit, die in meiner Seele lag, gegen sie zu verbeugen. „Sie haben ein schweres Werk unternommen,“ sagte ich.

„Nichts zog mich so an, als in diesem Stücke diese Ruhe, diese Majestät, diese Unschuld!“ so sagte sie.

„Ein Mädchen,“ sagte Forel — „sollte nur die Schönheit mahlen und die Liebe, dünkt mich.“

Sie sah mich an, und sagte lächelnd: „Ja, wenn der Engel der Schönheit die Künstlerin so nahe begeistert.“

Meine Wangen glühten; denn sie sagte es, daß jeder verstehen mußte, sie meinte mich. In der Verwirrung, worin ich war; — denn er heftete seine glühenden Blicke auf mich, — fand ich einen Fehler in ihrer Zeichnung.

Sie fragte, welchen. Ich nahm die Kreide, und zog mit ein paar Strichen

einen leichten Schatten über die Wange des Engels, um sie sanfter zu runden. „O schön! schön!“ sagte sie — „o Auge der Künstlerin! Fahren Sie fort, ich bitte Sie!“

Ich überarbeitete die Parthie; denn sie ließ mir keine Ruhe, und sie gelang mir.

Da Forel mir seine Verwundrung über mein Talent bezeigte, sagte sie: „Das wußten Sie nicht? Sehen Sie, so nur darf die Schönheit die Kunst verschmähen.“

Sie nahm mich in ihre Arme, und küßte mich herzlich. „Das soll mir ein Andenken seyn. Ich mache nicht einen Strich mehr an der Zeichnung, ein Andenken an — wie nenne ich Sie?“

Ich nannte meinen Namen. Wir gingen noch eine Minute auf und nieder. Sie nahm sehr zärtlich Abschied von uns. „O,“ sagte sie — „hätte doch die Gallerie immer solche Kenner, und mein Herz immer solche Herzen!“ Wir gingen gerührt.

Sieh, so war in dem Hause, wo wir aßen, jedesmal ein junges, blindes Mädchen, das alle Gäste durch den rührenden Anblick eines lichtlosen, schönen Gesichts interessirte. Sie sang zu ihrer Harfe, die sie recht gut spielte, mit einer angenehmen, weichen Stimme; aber sie sang Gassenhauer, oder noch etwas Schlimmeres.

Ein junger Mann am Tische machte die Bemerkung, mir aus der Seele genommen, daß die Blinde zu unglücklich wäre für solche Lieder. „Ihr Anblick öffnet das Herz," sagte er — „ihre Gesänge verschließen es wieder." Es wurde der Frau gesagt, welche die Blinde leitete. Sie verstummte; aber in diesem Verstummen, in dieser Bewegung, womit sie verstummte, lag etwas höchst Rührendes. Sie verbeugte sich gegen die Gesellschaft, und nahm des Mädchens Hand, um sie wegzuführen.

Wir riefen alle, daß wir das nicht gemeint hätten. „Ach," sagte die Frau mit einem stillen — ach, zum Verstum-

men gewöhnten Schmerze: „die Lieder kosten meiner Tochter Thränen, die schärfer sind als ihr Unglück.“

Das war so gut gesagt, und zugleich halfen ein paar Thränenströme, die unter der schwarzen Binde der Blinden hervorrollten so mächtig, daß wir alle aufstanden, und die beiden Unglücklichen umringten.

Da erzählte abgewendet die Mutter die Jammergeschichte ihres Unglücks. Ein Feuer, das ihr Haus und ihr Vermögen verzehrt, raubt ihr noch mehr, raubt ihr alles. Ihre Tochter ist noch in dem brennenden Hause. Der Vater dringt durch die Flammen hinein. Er stürzt mit der Tochter auf den Armen hervor; aber die Flammen haben beide ergriffen. Der Vater verliert das Leben, die Tochter die Augen.

„Ach,“ sagte die Mutter, und hielt den Blick starr gen Himmel gerichtet, mit leiser Stimme — „ich war zu stolzeren, schöneren Hoffnungen berechtigt; jetzt bin ich ja schon glücklich, wenn ich meinem

zernichteten Leben Brodt für mich und sie abkämpfe.

O Regina, mein Inners war durchbohrt! Es zerschmolz in einem unendlichen Mitleiden. Wir gaben alle, alle, und reichlich, und diese Freudenergüsse, diese brausende Dankbarkeit der Mutter rührten mich noch mehr. Wie viel Leiden gehört dazu, um dem Geschick dafür so zu danken! Forel verließ den Nachmittag auf zwei Tage Dresden wegen Geschäfte. Ich sitze nun einsam auf meinem Zimmer; da höre ich die Harfe der Blinden an meiner Thür. Ich ließ beide zu mir kommen. Die Mutter kam auf die Lieder zurück, die ihre Tochter sang, und bat mich, wenn ich könnte, ihr ein Paar zu verschaffen, die sich für die Unglückliche besser paßten.

Ich bat sie, mir die Harfe zu lassen, und in ein paar Stunden zurückzukommen. Die ganze Seele voll von dem Unglücke der Mutter und der Tochter, nahm ich die Harfe, gab meiner Empfindung Worte und Töne; nie ist mir etwas schneller und

besser gelungen als ein Lied, das ich im Namen der Blinden gemacht hatte. Ich schrieb Musik und die Worte auf, und alles war fertig, wie die beiden zurückkamen.

Ich spielte meiner Blinden das Lied vor. Ich las ihr den Text vor. „O," rief sie — „Sie, o Sie haben in meine Seele gesehen!" Keine Stunde dauerte es, da spielte sie es recht gut, und sie sang es mit einer Empfindung, die alle Fehler ihres Gesanges verdeckte.

Sie bat mich um die Erlaubniß, noch einmal wieder zu kommen zu dürfen, um mich spielen und singen zu hören. Ich bestellte sie auf den andern Nachmittag; aber ich empfahl ihnen das heiligste Stillschweigen über mich. Sie versprachen es mir, und weil ich daranf drang, recht feierlich. Ich war glücklich wie eine Königin, Regina; denn das Mädchen hatte einen feinen Sinn für die Harmonie. Sie verstand mich auf den ersten Wink.

Den andern Tag, nach Tisch — denn ich aß allein — kamen sie beide. Die

Mutter kniеete fast vor Dankbarkeit vor mir. Denn überall, wo sie den Tag gespielt hatten, waren die Herzen und die Mildthätigkeit der Zuhörer bewegt worden. Unten im Hause am Tisch hatten die Gäste durchaus wissen wollen, von wem Text und Musik sey. Sie hatten irgend einen Namen genannt, und alles war glücklich abgelaufen.

Ich zeigte dem jungen Mädchen nun, wie sie ihre Harfe, die recht wohlklingend war, behandeln müßte. Es war unglaublich, wie schnell sie es begriff. Ich spielte ihr noch einige Lieder vor, die man ihr gegeben hatte. Die Stimme war schön; es fehlte ihr nur an Manier. So war der Abend heran gekommen. Sie bat mich noch um ein paar Stunden, die ich ihr abschlagen mußte; denn am Abend kam Forel zurück. Wie konnte ich da?

Am Abend spät kam er wieder. Unter einem Vorwande blieb ich Mittags auf meinem Zimmer. Ich fürchtete, ich würde mich verrathen, wenn die Blinde sänge. Gegen Abend erst kam er wieder

zu mir, um mich ins Schauspiel zu führen. Er sagte nicht ein Wort von meiner Blinden, was mich wunderte. Ich fragte nach der Gesellschaft; er hatte unten gegessen. Ich fragte nach der Blinden. Er antwortete ganz kalt, sie wäre da gewesen. Das war alles.

Ich schwieg ein wenig beschämt über seine geringe Theilnahme.

Am andern Morgen ist er auf meinem Zimmer. Wir wollten nach Pillnitz fahren. Da pochts leise. Die Blinde tritt ins Zimmer. Ich eile ihr entgegen, um sie ruhig zu erhalten; aber sie sinkt vor mir nieder. Sie umfaßt meine Kniee. Sie schluchzt. Sie ist außer sich. Sie dankt mir; sie nennt mich ihre Wohlthäterin. Sie verräth alles.

„Ich habe ihr nämlich,“ sagte ich, mich an Forel wendend — „ein Lied gegeben, das, weil es neu ist — liebes Kind, es ist Jemand bei mir. Da sprang sie auf. „Ach, so bitte ich tausendmal um Verzeihung! Ich wußte es nicht.“ Sie wollte hinaus. Ich hielt sie; denn nun

wäre es Ziererei gewesen, es länger als ein Geheimniß zu behandeln.

„Ich mochte den Tisch unten nicht wissen lassen, lieber Freund, daß ich das Ding gemacht hatte."

Forel steht da, sieht mich zärtlich an; aber ohne ein Wort zu sagen. „Aber was bringt Sie so außer sich, mein Kind?", fragte ich. „Ein edler Mann," hebt sie an, und erzählt mir, daß ihr Lied einen Mann für ihr Unglück so sehr interessirt habe, daß er sie in den Stand gesetzt, ihr Talent für die Musik durch Unterricht auszubilden, daß sie nicht mehr — hier schluchzte sie noch lauter — vor den Thüren ihr Brodt suchen dürfte.

Ach, Regina, das eben war das Elend dieses feinen Herzens! Ich umarmte sie, ich war außer mir vor Freude; und Forel, der sonst so mitleidig ist, stand stumm und bewegungslos da.

„O mein Gott, lieber Freund, rührt Sie das nicht?" frage ich.

„Recht sehr," sagte er so seltsam und so leise als möglich.

Die Blinde stutzte; sie schien zu horchen. „O Gott!“ rief sie auf einmal — „welche Stimme war das?“

Ich sahe Forel an. Er erröthet, und lächelt, und lächelt immer mehr, und sein Gesicht wurde, wie das Gesicht eines Engels. „Sehen Sie, liebste Blanka,“ sagte er — „daß mein Herz Sie überall erkennt. Sie liehen dem Unglück dieser Armen ihre himmlische Sprache: wer konnte da widerstehen?“

„Sie wußten also?“ fragte ich. „Er ist's!“ rief die Blinde, und stand mit ausgebreiteten Armen zwischen uns.

„Ich wußte von Nichts,“ sagte er, mir die Hand küssend. — „Aber ja, ich bins, liebes Mädchen! Du hast uns Beide verrathen! Schnell hole Deine Harfe! schnell! schnell!“

Sie sprang hinaus. „O Blanka,“ sagte er — „das Unglück würde von der Erde verschwinden, könnte es mit Ihrer Stimme klagen. Ich bin so glücklich, liebe, theure Mamsell Horrberg, daß Sie mir eine Bitte nicht abschlagen dür-

sey. Sie müssen mir das Lied singen."
Die Blinde war mit der Harfe da. Ich nahm sie, ich stimmte sie. Er setzte sich hinter mir ins Fenster. Ich mußte ein langes Vorspiel machen, um die Unruhe, die zärtliche Unruhe in meiner Brust zu stillen. Ich betrachtete die Blinde, die vor mir stand, mit dem Lächeln, mit der Rosenfarbe des Glücks auf dem seligen Gesicht, und so hob ich an zu singen.

Als ich fertig war, gab ich die Harfe der Blinden zurück. Er kam, er umfaßte die Blinde, er drückte sie sanft an sein Herz. „O," sagte er sanft, höchst bewegt — „warum habe ich jetzt kein Königreich, Kind, ich würde es Dir schenken!" Schnell ging er hinaus, ohne mich nur anzusehen.

Regina, und von ihm, von diesem Manne, bin ich auf immer getrennt!

Blanka an Regina.

Braunschweig.

O wie glücklich lebte ich! Mir fiel tausendmal ein, was die Welt von mir denken würde, wenn sie mein Verhältniß zu meinem Begleiter kennte. Aber kenne ich nicht ihn? Kennt er nicht mich? Und bin ich nicht ganz allein in der Welt? Ich habe ja nur meinem Gefühl Rechenschaft abzulegen, und mein Gefühl, mein Herz — ach, glaube mir, alles steht mit ihm gegen mich im Bunde. Und nun, nun — bin ich denn nicht verlassen? Nein, Regina, ich weiß nicht eine meiner Handlungen, nicht eins meiner Gefühle gegen ihn zu bereuen.

Er ist mir höchst wahrscheinlich ewig verloren; aber ich werde ewig fühlen, daß er der Mann ist, mit dem ich allein das höchste Glück des Lebens hätte finden können.

„Sieh, die letzten Tage wurde er unruhig, sichtlich unruhig. Er fuhr bald

auf einen halben Tag, dann auf eine Nacht von Dresden.

Es that mir zu weh. Ich fragte ihn, was ihn so beunruhigte. „Nichts," sagte er lächelnd — „was Sie beunruhigen könnte. Eine Begebenheit, die mir fremd ist, in die mich aber die Menschlichkeit hineingezogen hat, und deren Fäden mir durch die Verkehrtheit eines Menschen immer entschlüpfen, macht mich in der That unruhig. Aber ich weiß gewiß, Sie werden in ein paar Tagen mich wieder heiter sehen, und dann begleite ich Sie nach Hannover.

„Wo mein Schicksal entschieden wird."

„Könnt ich nicht sagen, auch meins?" sagte er, mit tiefsinnigen Blicken mich betrachtend. Das war eine Stunde vorher, ehe er abreiste, um den Abend zurück zu seyn.

Am Abend bekam ich folgendes Billet: „Ein sehr unglücklicher Zufall, meine innigste Freundin, reißt mich von Ihnen. O daß es mir erlaubt wäre, noch einmal vor Sie hinzutreten, um nur das einzige

Wort, Lebewohl, zu sagen. Sie würden meinen stummen Blick, mein Zittern verstehen, und ich würde eine Hoffnung, ach eine zu schöne Hoffnung vielleicht, wagen dürfen, die ich noch nicht aussprechen darf.

„Ich sehe voraus, daß Sie ohne mich reisen müssen. Finden Sie den Herrn von Salborn in Hannover: so werde ich Sie wiederfinden können. Finden Sie ihn nicht: so wird ein Wort von Ihrer Hand, mich in sechs oder acht Wochen gewiß in Bremen treffen. Ich bin in einer so schmerzlichen Unruhe, in einer so heillosen Verwirrung, daß ich jetzt in der That nicht im Stande bin, Ihnen mitzutheilen, was mir — so theuer ist, Ihnen zu sagen.

„Dem Ueberbringer haben Sie die Güte, meinem Koffre einzuhändigen. Man wird Ihnen eine Harfe bringen. Ach, ich Thor! ich heilloser Thor! Sey sie Ihnen ein Andenken an eine schöne Stunde, welche uns die Blinde gab. Ich kenne Ihren freien, über das Vorurtheil erhabenen Geist; deshalb sage ich kein

Wort,

Wort, Sie zu bereden, das Papier anzunehmen, was hierbei liegt. Wenn Sie es mir zurückschickten: so würde ich glauben müssen, Sie verachteten nur mich; und Verachtung habe ich nicht verdient. Ein Wort von Ihrer Hand nach Bremen, und ich fliege zu Ihnen, die ich nie, nie aus meinem Herzen verlieren werde."

Ich las, Gott! und verlor fast die Besinnung. Ich warf den Brief auf den Tisch, da mich der Bote drängte, ihm den Koffre zu geben. Ich übergab ihm den Koffre, fast ohne Besinnung; Thränen rollten über meine Wangen. „Mein Gott!" sagte der Mensch — „wie bleich sind Sie!" Ich antwortete nicht, so vollkommen vernichtet war ich von der Vorstellung seines Unfalls, wovon der Bote nichts wußte.

Er erinnerte mich, ihm ein paar Worte von meiner Hand mitzugeben. Ich schrieb ihm, daß mein Gebet ihn begleitete, oder so etwas. Ich fürchtete sogar nachher, daß ich in der Angst etwa mehr geschrieben hätte, als ich mußte. Aber ich konnte

mich nicht auf eine Idee besinnen, die das Zettelchen enthielt. Der Mensch trieb mich zu sehr.

Kaum war er fort, kaum hatte ich den Brief noch einmal gelesen, da sah ich die Einlage, einen Wechsel in Leipzig zahlbar, da fand ich, daß sein Name mir völlig unleserlich war. Der Bote sagte mir, er hätte den Brief mitten in einer tobenden Unruhe geschrieben; aber wenn mir etwas über den Brief zweifelhaft bliebe: so hätte er den Auftrag, mir die dienlichen Nachrichten zu geben.

Das alles fiel mir ein, als er fort war. Mein Gott, Regina, von welchen Kleinigkeiten hängt des Menschen Schicksal ab! Ich wartete noch fünf Tage auf eine andere Nachricht von ihm, und versäumte darüber, mit einer Dame nach Halberstadt zu reisen, die sich freundlich erbot, mich mitzunehmen. Aber das wußte er, und eben darum hatte er mir wahrscheinlich nicht geschrieben.

Ich erhielt eine ganz kleine Harfe, von einem sehr schönen Tone. Sie soll das

ewige Andenken an den schönsten Zeitpunkt meines Lebens seyn, Regina! das harmonische Andenken an die schöne Seele eines edlen Mannes, der mein Leben mit einer stolzen Empfindung füllte, ob er mir gleich die Hoffnung des Glücks nahm! Er? nein! ein armseliger Zufall; der zu rasche Zug eines Namens. Ich traure, liebe Regina! Ich fühle, ich werde ewig um ihn trauern.

Blanka an Regina.

Braunschweig.

Bis Leipzig fand ich die Gesellschaft eines Frauenzimmers; aber, o Gott! sie fiel über die arme Trauernde, die vergebens die Augen verschloß, um mit ihrem Kummer allein zu seyn, mit einer solchen nichts sagenden Geschwätzigkeit her, daß ich tausendmal lieber durch dicke, gefährliche Wälder allein hätte fahren wollen.

Bis Meißen hin wußte ich die Namen und Schicksale aller ihrer Verwandten bis in's zwölfte Glied, auf und ab und zur Seite auch. Ach! wie dankte ich dem Himmel, da ich endlich Leipzig erreicht hatte, und sie Abschied von mir nahm.

Die Wege waren so sicher, daß ich gar nichts zu wagen hatte, wenn ich ganz allein reiste. Du weißt, wie wenig furchtsam ich bin, und wie ich am Ende durch Nachdenken mir einen künstlichen Muth geben kann!

Ich reiste allein, und nun konnte ich um ihn trauern, und der Schmerz wurde in der That gelinder. Ich faßte auch wieder Hoffnungen; denn in Bremen, wohin ich ja gehen konnte, mußte doch ein Mensch etwas von ihm wissen, von einem Mann, der in Triest bei Forel gelebt hatte. Ich träumte tausend Romane, und so kam ich heiterer auf dem Wege nach Halberstadt in ein kleines Landstädtchen, wo die Pferde gewechselt werden sollten.

Es waren keine Pferde da; aber der Postmeister versprach mir, mich bald fortzuschaffen. Ich hatte ihm mit Unruhe vorgestellt, daß ich allein wäre, und noch gern bei Tage Halberstadt erreichen möchte.

Da kam eine zweite Post, eben da man einen Wagen für mich herausgezogen, und meine Sachen aufzupacken anfing. Aus dem Wagen stieg eine drolligte Figur, die ich Dir beschreiben muß, da ich von nun an mit dieser Figur zu thun bekomme, Ein Mann mit einer sehr weißen Schlafmütze stieg aus. Sein Kleid war eine sehr weiße Weste mit Aermeln, lange, weite, türkische Beinkleider, auch weiß, um den Leib her trug er eine Schärpe von rother, aber sehr feiner, dicht gewebter Wolle, gewiß viermal um sich her gewunden, vorn in einen Knoten geschlagen.

Er war aus dem Wagen in einem Satze, und vertheilte sogleich an sechs oder acht Arme Geld, und hieß sie dann gehen. „Lieber Herr Postmeister, ich

habe vertenfelte Eile! Ich will gern ein andermal warten!“

„Sogleich!“ war die Antwort. Er kam an meinen Wagen, musterte mich, indem er seine Mütze zurecht schob, und pfiff und sang eine Zeile um die Andere: „Wenn mich nur mein Röschen liebt!“ Zwischen jeder Zeile rief er: „Ich habe ganz entsetzliche Eile, Herr Postmeister!“ Nun ahlte er dem Postillion, mit dem er sehr vertraut zu seyn schien, sein Trinkgeld, hielt dem Manne eine Ermahnung, gut mit seiner Frau zu leben, was eine Erzählung unterwegs voraussetzte; sang und pfiff wieder zwischen durch:

„Quand j'avois le coeur d'Annette,“

bald hinten, bald im Anfang, und besah mich dabei so genau, daß ich erröthete.

Sein Postillion flüsterte ihm jetzt etwas zu, und nun wurde er laut. Er foderte Pferde. Man sagte ihm, daß mir die ersten zukämen, die man jetzt holte, und daß er warten müßte.

„Daß weiß ich zur Noth,“ antwortete er drollig, und dann trat er an mei-

nem Wagen, zog seine Mütze ab, und sagte: „In Ihren blühenden Jahren, meine liebe Mamsell, kommt man nie zu spät. Sie würden einen armen Teufel, der auf brennenden Solen steht, wie in jenem Feenmährchen Einer in glühenden Pantoffeln gehen muß, herzlich verbinden, wenn Sie ihm Ihr Recht abträten auf die ersten Pferde.

„Ich habe eben so viel Eile, als Sie, mein Herr!“ sagte ich ernsthaft, obgleich etwas höchst komisches in seiner Manier lag.

„Was wetten Sie, ich habe mehr Eile?“ sagte er. — „Es ist kein Wort, was schönen Lippen besser steht, als das Jawort! Ich könnte wünschen, Sie gäben es mir!“

„Aber,“ sagte der Postillion — „die Mamsell könnte ja mit in Ihrem Wagen fahren, Herr Hoppe: so kämen sie beide fort.“ Ich sah finster vor mich hin; denn das wollte ich noch weniger. Der Mann sah gar nicht aus, als ob ich ihm trauen dürfte. Ich antwortete nicht. Er sang:

„Die Stirn ward kraus, und das heißt nein! oh! misericorde!" setzte er höchst komisch hinzu. Ich könnte Ihnen etwas Böses wünschen, Mamsell," sagte er dann — „daß Sie nur einmal in Ihrem Leben, ein paar Minuten lang, nicht gewußt hätten wie sie fortkommen sollten, um zu wissen, wie freudig Ihr Jawort einen Mann machen könnte."

Da fiel mir mein einsames Wirthshaus bei Kollin wieder ein, und alles, und ich sagte in einer schnellen freundlichen Aufwallung ja! Ich machte eine Bewegung, aufzustehen, und er hob mich aus dem Wagen; und indem er mich an seinen führte, sagte er: „Auf dem Karren hätten Sie es ohnehin nicht ausgehalten, liebes Kind! Sie kommen weicher zu sitzen durch Ihr Jawort, und das wolle der barmherzige Gott allen Mädchen geben, die ihr Jawort sagen. Ich fürchte, viele setzen sich in Dornen." Sein Gesicht war bei diesen Worten so gutherzig mitleidig, daß ich heiter froh sagte: „Ich hoffe, Herr Hoppe —"

„Ei, sieh da," rief er — „die Mädchen wissen nach einer Minute von dem Manne mehr als wir in einem Jahre von Ihnen! Sie kennen mich. Nun auf Reisen muß alles ehrlich zugehen. Namen also gegen Namen."

„Horrberg!" sagte ich. — Nun spottete er über meinen Namen, und bewies mir, während er meine Sachen in den Wagen packte, daß ich die Wette verloren hätte; denn Sie haben den unbeweglichsten, starrsten Namen Horrberg, und bei mir gehts hopp! hopp! Nun sang er wieder eine Stanze aus „Lenore fuhr ums Morgenroth."

Meine Harfe konnte durchaus keinen rechten Platz finden. „Ja," sagte er lustig — „es geht der Harmonie immer so und der Freude dazu, daß sie immer den schlechtesten Platz im Leben bekommen." Endlich fand sie Platz, weil ich ihm sagte, sie sey das Andenken einer theuren Freundin. „Pah," rief er — „und sollt ich auf dem Bocke sitzen; sie muß mit! Und

dann will ich sehen, wie dankbar sie seyn werden." Und laut sang er wieder:

„A man must prove himself polite.
In such a case as this."

Das alles ließ dem Mann so komisch; aber es war gar nichts Geziertes in dem allen, es war seine Natur.

Endlich fuhren wir ab. „Wären wir ein paar Morgenländer," sagte er — „so hätten wir erst das Friedensgebet mit einander gebetet, uns einander auf der Reise in keine Gefahr zu bringen, sondern in Noth und Tod mit einander auszuhalten. Ich habs hiermit gesprochen, gutes Kind! Amen." Und da eine Bekanntschaft, die auf einer Reise, von guten zwanzig Meilen — denn ich höre, Sie wollen nach Hannover, dahin will ich auch — gemacht wird, nicht so eine leichte Ball- oder Konversazionsbekanntschaft ist, sondern eine auf Treue und Glauben, eine erhabene, nach der Ehe die erhabenste, wird: so sollen Sie mein Glaubensbekenntniß hören. Ich bin To-

bias Hoppe, ein ehrlicher, froher Mensch, der häuslich ist wie ein Sperling, und doch noch nicht hat zu Dach und Fach kommen können, der Luthers christliche Haustafel auswendig weiß; aber doch noch ohne Frau und Kind ist. Ich bin nicht so tugendhaft wie Grandison, wenn Sie den kennen. — Jedes Mädchen sollte ihn kennen — nicht so weise als Plato oder gar als Aristoteles; aber doch eine ganz gute Art Mensch, denke ich. Damit Sie nun, meine Freundin, denn die werden sie seyn, ehe wir die Halberstädter Domthürme sehen, mich in der Welt zu finden wissen, wenn ein Kobold uns von einander trennte: so haben Sie hier meine Adresse.

Er gab mir eine Karte, die ich denn lachend in meinem Strickbeutel steckte.

Ich schwieg. Er hielt mir sein Ohr her, und zog die Schlafmütze vom Ohr. „Ist Ihnen etwas, Herr Tobias Hoppe?" frage ich.

„Ich horche nach Ihrem Glaubensbekenntnisse."

Ich hob lustig an: „Ich heiße Blanka Horrberg. Das Signalement, Herr Tobias Hoppe, machen Sie wohl selbst in dem Steckbriefe?"

„O ja," sagte er mich betrachtend — „also Blanka Horrberg, siebenzehn Jahre alt, höchstens achtzehn. Das Auge oder die Seele dahinter scheint schon älter. Die Stirn ein wenig trotzig, oder ist's nur Muth gegen ein festes Schicksal? auf dem Munde, und in einem Grübchen, welches die Natur in zwei Morgenrosen gedrückt hat, ein Lächeln, das die Männer zu Narren, und einen Mann zu einem Gott machen kann."

„Stand in unserm Friedensgebet auch ein Artikel von Schmeichelei, Herr Hoppe?"

„Das ich nicht wüßte!" — „Auf dem kleinen Eirunde ihres Gesichts," fuhr er fort — „hängt irgend wo ein dichter Nebel von begeisterter Träumerei, und eine etwas dunklere Wolke von Sorge: der erste wird sich mit den Jahren schon geben; die zweite? Gott helfe ihr ab!

blondes Haar, das mit dem Haar der Berenize am Himmel streiten kann."

„Ich fürchte, Herr Hoppe, Sie versetzen mich noch ganz an Himmel, um mich mit meiner Harfe hier von der Erde los zu werden."

„Nun denn, wenn Ihnen meine Beschreibung nicht elegant genug ist; ich möchte wohl hören, wie ein Mädchen sich selbst lobt. So lassen Sie hören!"

„Also," hob ich an — „ein armes Ding, das auf der Erde nichts zu thun hat, als einen Brief zu bestellen; das nur einen Freund hat, dessen Namen sie zum Unglück nicht weiß." —

Er reichte mir hier geschäftig noch eine Karte mit seiner Adresse; aber ich war nicht mehr aus meinem Texte zu bringen; denn mein Herz wurde bewegt. „Ein armes Ding," fuhr ich fort — „das nichts hinter sich zu sehen hat als ein Grab, und vor sich nichts sieht als eine dunkle Zukunft."

„Und Herrn Tobias Hoppe!" rief er, und setzte sich gegen mich über. Ich mußte dennoch lächeln.

„Ich hoffe, liebes Kind," sagte er nach einer Weile — „wir treiben Spaß mit einander."

„Ich zum Mindesten habe recht ernstlich gesprochen."

„Ernsthaft? Alle Welt, mein liebes Kind! was kann Ihnen denn begegnet seyn?"

„Ein Todesengel!" sagte ich betrübt.

„Den Schmerz verwächst man in Ihren Jahren sogar noch. Aber in der That, ich fürchte," sagte er mit einem ernsten Gesicht — „dieser Schmerz in dem Gesichte gehört einer andern Trennung, und Sie legen sich hinter den Leichenstein, damit ich den Schmerz nicht sehen soll."

„Es sind noch nicht vier Wochen, da starb meine Mutter in diesen Armen, und sie hinterließ mir kein Herz, das mit mir um sie trauerte."

„Gott behüte mich!" sagte er — „daß ich diesen Schmerz tadeln möchte."

Er zog die Mütze über die Augen, und legte sich in die Ecke des Wagens. Ich sah ihn mit Unwillen an; denn ich dachte, er wollte einen Scherz daraus machen. Da aber der Postillion etwas sagte, und er die Mütze wieder in die Höhe zog, da sah ich einen Schimmer in seinem Auge, der gar nicht wie Scherz aussah. Er stieg ein paar Minuten aus. Ich wurde mit jeder Minute mit meinem Begleiter zufriedener.

Ich überlegte in meiner Ecke nun recht langsam, daß ich nicht wohlgethan hatte, den Herrn Tobias Hoppe, der sich so offen zu meinem Freunde erboten hatte, viel von meinen Schicksalen wissen zu lassen. Ich fühlte, daß ich mich, sobald es möglich wäre, von ihm losmachen müßte.

Er blieb bei seiner Heiterkeit, die mir gar nicht mißfiel; denn sie blieb durchaus in den Gränzen des Anstandes, ob es gleich aussah, er wollte mit jedem Augenblick über die Gränze hinüberfahren.

Er hielt mir unterwegs eine Vorlesung über, wie er es nannte, über die Toilette

der Seele. „Ich wüßte nicht,“ sagte er — „was nach meinem Geschmack, über ein frisches, recht herzhaft heiteres Gesicht ginge! über ein paar Augen, die lachend muthig um sich schauen, und dann vorwärts in das Leben hin; und wüßtet Ihr, Kinderchen,“ sagte er, sich zu mir wendend — „wie schön diese frische Farbe der muthigen Freude Eurer Seele steht: Ihr schminktet sie nicht mit Thränen, mit Rosmarin, und Erde vom Grabe, und hingt nicht über das frohe Gesicht einen Fetzen von einem Leichentuche.“

„Es giebt Herzen, Herr Hoppe — sagte ich, mich zur Gegenwehre zurecht setzend —

„Die aussehen, wie ein Thränenkrug, und wie eine Aschenurne, und es ist zu bejammern, daß es Leiden geben kann, die das Herz so gestalten. Aber tausend gegen eins, ein solches Herz ist älter als das Ihrige, das seinen ersten Pohlrock noch nicht zerrissen hat, und noch, wenn's hoch kommt, an dem ersten heftigen Klopfen zittert. Das sage ich. Den Leuten,

wie

wie Sie, Mamsell Blanka, muß der Tod noch vorkommen, als ein Engel, und das Grab, als ein Versteckwinkelchen, wohin man beim Blindekuh der Jugend flieht. Und so ärgerts mich, wenn die jungen Mädchen und Herren beim dritten Worte ein Stück von einem Sarge vorzeigen, von heillosem Unfall reden, von dem engen Leben, dem bürgerlichen Leben, von dem sie gar nichts wissen. Das Leben ist den jungen Leuten weit, wie die Unendlichkeit, und der Himmel muß Euch so in das Leben noch hineinhängen, als der bürgerliche Fischbeinrock, den das Leben späterhin anzieht, Euch vorkommen sollte, wie ein paar Engelsflügel, die das Leben aus Spaß an die Hüften gemacht hätte."

„Das größte Unglück muß Euch nicht länger betrüben, als ein ganzes Leben hindurch, das heißt, von einem Morgen bis zum Abend; und betrübt es Euch länger: so fehlts der Brust, das will ich wetten, an Unschuld, oder an Muth; den Verlust eines Liebhabers will ich aus-

nehmen. Das mag länger schmerzen. Amen! Ich habe geredet." Wir stiegen eben aus.

Wir kamen in Halberstadt an. Ich sagte ihm, ehe wir ausstiegen, daß ich nun länger seine Güte nicht mißbrauchen würde.

„Potz!" sagte er lustig — „welche Güte? Sehen Sie, wenn wir beisammen bleiben: so spart jeder von uns die Hälfte des Postgeldes, und die Langeweile des Alleinseyns. Und da sind die Domthürme, also Herzensfreunde sind wir auch."

„Das ist wohl wahr, lieber Herr Hoppe; aber — —"

„Das ist wohl wahr," hob er in einem Tone an, der meinem Verlegenen nachahmte — „lieber Herr Tobias Hoppe! aber ich habe tausend Gründe, mit Ihnen nicht weiter zu fahren; erstlich Ihre häßliche rothe Schärpe."

„Pfui, Herr Hoppe."

Und dann (er sang in einem kläglichen Tone) „I most bend all my cares to one old rusty weather-cock."

„Da thun Sie sich selbst Unrecht, Herr Hoppe," sagte ich lachend.

„Ich habe aber," hob er nun an — „tausend Gründe, warum Sie in meiner Gesellschaft fahren müssen. Erstlich schickt sichs nicht, wenn ein junges Mädchen allein fährt."

„Ich schenke ihnen die übrigen Gründe, Herr Hoppe; und da ich die Hälfte der Reisekosten sparen kann —"

„Was die Hauptsache ist," fiel er lachend ein.

„Ja, Herr Hoppe, was mir in der That die Hauptsache ist; und wenn ich heute Abend meine Rechnung mit Ihnen berichtigt habe: so fahre ich Morgen mit Ihnen weiter; und ist das nicht: so fahre ich allein, und lasse die Welt hinter mir hersagen, was sie will."

„Wir reisen mit einander, eigensinnige Seele, und damit gut!"

Blanka an Regina.

Braunschweig.

Ich zahlte meinen Theil, liebe Regina! „Ich fürchte, Herr Tobias Hoppe," sagte ich — „Sie betrügen mich."

„Wenn es ist, so ist es so wenig, daß man mich in London nicht dafür hängen dürfte," sagte er ernsthaft.

Wir fuhren den andern Morgen nach Helmstädt, wo ein Verwandter von ihm studirte, den er sehen wollte. Kaum waren wir angekommen: so ließ er ihn aufsuchen. Der junge Mensch kam an, sehr prächtig und ein wenig närrisch gekleidet, einen Ring auf dem Finger. Herr Tobias sah ihn von oben bis unten an, und der Vetter stand ehrerbietig, und dann verlegen da, da er sich so gemustert sah. „Geht man hier so, lieber Henrich?"

„Ja, liebster Oheim!"

„Das ist Schade; denn da haben Sie aus einer ehrlichen Seele, wie Du, Henrich, etwas Närrisches gemacht." Der

junge Mensch erröthete; der Oheim verfinsterte sein Auge über sich selbst, und sagte: „Laß gut seyn, ehrlicher Henrich, die schöne Mamsell da versteht kein Wort deutsch!“ Er sah mich lächelnd an und bat mich Englisch, ich möchte mir es gefallen lassen, daß er so den armen Menschen über eine schwere Minute weg brächte, der Erröthung vor einem Mädchen.

Ich erröthete hundertmal; aber es half mir nichts. Ich mußte Englisch antworten, obgleich ich nicht wußte, woher er es weiß, daß ich die Sprache rede. Ich setzte mich nun an einen Tisch, den Rücken dem jungen Menschen zugekehrt, damit er nicht aus meinem Gesichte erriethe, daß ich ihn verstände. Und der Oheim fuhr fort, seinen Henrich, der eine ehrliche Seele war, aber weiter nichts, ein wenig auszufragen.

Der Examen war so lächerlich, daß ich Mühe hatte, mich nicht zu verrathen.

„Und wer ist denn von meinen Landsleuten hier? Du sollst sie mir alle heute Mittag hieher bitten.“

Henrich nannte einige Namen, auch den Namen Dörner. Ich konnte den Herrn Tobias Hoppe im Spiegel sehen, so hatte ich mich gesetzt. „Dörner?“ sagte er auf einmal, und das Gesicht überflog eine hohe Röthe. — „Dörner? Das geht nun freilich nicht. Das macht mich verlegen. Weiß man, daß ich hier bin?“

„Dörner ist heute Morgen abgegangen!“

„So? heute? wie denn heute? Mitten im halben Jahre? Wie ist das?“

„Sein Geld blieb aus, lieber Oheim! Er hat sich so hingehalten ein paar Monate im Elend und Hunger —“

„Was? im Elend und Hunger? Das wußtest Du?“ fuhr er auf — „Elend und Hunger? Alle Teufel! Bursche, wußtest Du nicht, wenn die beiden Wörter, Elend und Hunger, den Landsmann nicht rührten, Du, der den Hunger für den Teufel selbst hält, wußtest Du nicht, was zwischen mir und seinem Vater vorgefallen war?“

„Lieber Oheim! — Ich —“

„Der Teufel ist Dein Oheim! Hunger und Elend! Und der gefühllose gemästete Fasan steht da vor mir, und hat Uhr und Ring, wenn sein Landsmann Hunger und Elend hat?“ Er ging zornig im Zimmer auf und nieder.

„Und Dörner war ein edler Junge, nicht wahr? Und hatte das Seinige gelernt, nicht wahr?“

„Ja, lieber Oheim, ja —“

„Und hatte hier, wie viel? und Du hattest, Gott! wie viel? Henrich, wie viel?“

„Ich habe das so nicht überlegt, lieber Oheim! Ich wußte, Sie würden es mir gewiß wiedergegeben haben, wenn ich ihm es vorgestreckt hätte.“

„I Du höllischer, dummer Teufel! Du Austernseele, zu schlecht, um Dich einen Schurken zu heißen, und da die Mamsell versteht Deutsch! Wußte? nein! wußte? Ih so schlage — — Wo ist er hin?“

„Liebster Oheim,“ sagte der junge Mensch zitternd — „er ist heute Morgen zum Thore hinausgegangen, nach Braunschweig zu; man sagt, er will unter's Volk gehen!“

„Hier war er unter dem Pöbel des Volks. Heiliger Gott! Und der Mensch, der da, läßt ihn gehen, und stellt sich daher, und läßt mir einen Diamanten in die Augen blitzen! Eine Eselshaut um Deine Schultern! Alle Teufel! Die Mamsell da versteht jedes Wörtchen, das ich Dir sage, und sagt jetzt in ihrem Sinne: was für dumme, fühllose Teufel hat Herr Hoppe in seiner Familie!“

„Nach Braunschweig zu? Wie sieht er aus? Welche Kleider trägt er?“

„Sie können ihn nicht verfehlen, lieber Oheim! Er ist groß und schön gewachsen, und trägt abgeschnittenes Haar; und wenn Sie sich seines verstorbenen Vaters noch erinnern: so verfehlen Sie ihn gewiß nicht. Er ist eben so schön.“

Sogleich bestellte er Pferde, und der junge Mensch blieb mit mir allein. Wie

ich mich nach ihm umsah, brüstete er sich, ob er gleich glauben konnte, ich verstände Deutsch.

Die Pferde wurden angespannt. Herr Hoppe gab mir seinen Arm, und seinem Neffen einen Louisd'or mit den Worten: „Zu einem Austernschmause!“ Der junge Mensch bückte sich, und sagte: „Ich werde sie auf Ihre Gesundheit verzehren!“

„Ja, denn zum Teufel! Austernesser und Leute, wie Dörner, müssen in der Welt seyn. Henrich, wenn Du wieder einen Landsmann im Elend weißt: so, ich ersetze es Dir ehrlich wieder; denn, bei meiner Seele! Gott thuts ohnehin nicht. Fahr wohl!“

Er küßte mir die Hand. „Weiß er,“ sagte Hoppe englisch — „daß Sie deutsch reden?“ Wie ich nein sagte, setzte er hinzu: „Er würde Sie ohne Umstände wie eine Auster verschmausen, mein Vetter. Weiter hätten Sie mit ihm nichts zu befahren.“

Wir stiegen ein; und auf einmal erschien der Vetter auf einem Rosse neben

unserm Wagen, um uns das Geleit zu geben. „Sie glauben nicht, wie schwer sein Witz ist!“ sagte der Oheim zu mir. Er rief ihm aus dem Wagen zu: „Vetter Henrich, Du kommst wahrhaftig nicht mit uns fort! Kehr um! Wir fahren Dir ja viel zu langsam.“

Er sah den Oheim freundlich an, und sagte: „Ja, das bedaure ich, lieber Oheim!“ Und kehrte um, nachdem er uns höflich gegrüßt hatte.

Mit Thränen in den Augen sagte der Oheim: „Von dem jachzornigen Vater geprügelt, von der weichen Mutter verhätschelt, von den Tanten verschmeichelt: da ist nun so ein Jammerbild aus ihm geworden. Guter Gott! guter Gott! was machen wir aus Deinem Ebenbilde! Und ich weiß, dieser ist der Schlimmste nicht!“

Mir traten die Thränen in die Augen. Ich sagte: „Wissen Sie wohl, Herr Hoppe, daß ich Sie anfange lieb zu gewinnen?“

„Trotz meiner Sippschaft?“

„Trotz Ihrer Sippschaft!“

„Ja, troß meiner Sippschaft, sage ich Ihnen, Mamsell Blanka Horrberg! Denn ich habe Leute darunter, gegen die ich auch ein wenig so stehe, wie Vetter Henrich gegen mich.“ Sein Gesicht wurde so freundlich, daß ich wohl sah, er dachte an einen aus der Sippschaft, und so ließ ich ihn denken, und dachte auch an den Mann, der mich von dem Sarge meiner Mutter tröstend an sein schönes Herz nahm, bis auf einmal Herr Hoppe aufsprang, und mit einer fürchterlichen Stimme rief: „Halt! halt! in des barmherzigen Gottes Namen! Wir sind vorüber, sehe ich!“

Ich fuhr mit meinem Kopfe durch mein Fenster, er auch, weil der Mensch, den er suchte, an meiner Seite gegangen war, und so gewaltsam, daß wir zusammenfuhren mit den Stirnen, daß ich laut aufschrie.

„Mein Gott, meine Theure!“ rief er besorgt — „ich hoffe doch nicht, daß —“

„Nichts als eine Lehre, lieber Herr Hoppe, daß man nichts in der Welt

übereilt treiben muß, diese Lehre danke ich Ihrem Kopfe. Wir waren, denk ich, beide in süße Träume eingewiegt, und so kamen wir dem Menschen vor, den Sie suchen."

„In recht süße!" sagte er — „in so süße, aber —" In diesem Augenblick trat der junge Mann in den Wagentritt, und steckte seinen Kopf in das Fenster und sagte: „Ist Ihnen etwas zugestoßen? Ich hörte Ihr Geschrei."

Das fragte er, und vor meinem Gesichte stand ein männlich schönes Gesicht eines Jünglings, auf dem der interessante Zug des Kummers lag, Dörners Gesicht.

Blanka an Regina.

Braunschweig.

„Wenn Sie sich in den Wagen bemühen wollen," sagte Herr Hoppe.

Der Mann öffnete den Schlag, kam in den Wagen, und Herr Hoppe hieß den Postillion weiter fahren. Es war etwas Lächerliches in der ganzen Verhandlung; denn der Mensch glaubte ohne Zweifel, er solle etwas helfen; und wie er saß, fuhren wir alle ruhig weiter. „Ungarisches Wasser oder Eau de Cologne haben Sie wohl nicht?“ fragte Hoppe. Der Mensch schüttelte mit dem Kopf, und sah von einem zum andern, was heraus kommen würde.

Aber nach zwei oder drei geschickten Fragen, die Herr Hoppe that, nach Helmstädt, nach den Lehrern dort, waren die beiden Herren in einem Gespräch, was nach und nach immer interessanter wurde; und so kamen wir in einem kleinen Städtchen an, das auf der Hälfte des Weges liegt, und wo wir essen wollten.

Unser Begleiter wollte hier fort; Herr Hoppe bat ihn zu Tisch, und auf eine so feine Art, daß er blieb.

Der junge Mensch hatte einen stolzen Zug auf dem Gesicht, der, ich möchte sa-

gen, der einzige Charakterzug seines Gesichts war; und so war ich neugierig, wie Herr Hoppe, der gern gerade heraus ging, mit ihm zurecht kommen würde. Der Mensch war ärmlich, aber reinlich gekleidet. Seine Wäsche war, troß seines Elendes, weiß und rein.

Herr Hoppe spielte an dem jungen Menschen herum, wahrscheinlich um den Griff zu finden, an dem er ihn fest fassen wollte. Sie saßen noch bei einer Flasche Rheinwein, den Herr Hoppe bei sich hatte; ich hatte mich an ein entferntes Fenster gesetzt, und sah ruhig auf den Markt hinaus, als ob ich dort beschäftigt wäre.

„Dazu bin ich nicht reich genug, mein Herr!" sagte der Jüngling als Antwort auf etwas.

„Herr, Ihre Vaterstadt," sagte Herr Hoppe ernsthaft — „hat den Ruhm der reichlichen Unterstützung ihrer Stadtkinder."

Dörner schwieg. — „Den hat sie? oder — da Sie schweigen — irre ich mich?"

„Nein, sie hat ihn, und verdient ihn."

„Oder haben Sie sich über Ihre Vaterstadt zu beklagen, junger Herr?"

„Nein, ganz und gar nicht."

„Ganz und gar nicht? Ich mag es eben nicht leiden, lieber junger Herr, wenn ein junger Kerl immer: o weh mir! ruft; aber Sie — woran liegts, daß Sie nichts bekamen?"

Er lächelte. Man wußte, ich war arm; daß ich vielleicht zu den Besten auf der Schule gehörte, wußte man auch; daß mein Vater ein hochverdienter Bürger gewesen war, konnte man nicht vergessen haben. Er hatte sein Vermögen im Dienst der Stadt zugesetzt. Ich dachte, man würde — man könnte —

„Nun heraus! Sie dachten, Sie hätten nicht nöthig, zu betteln, wo Sie fordern könnten, und forderten nicht."

„Ich forderte wohl; aber man war an's Betteln gewöhnt. Indessen hatte man an

meiner Mutter viel gethan, und so ging ich frei durch.“

„Und wie machten Sie es nun?“

„Ich nahm das Letzte noch zusammen, und — doch, mein Herr, ich weiß nicht, wie das unser Gespräch geworden ist.“

„Zum Geier! so weiß ich's. Denn sehen Sie, ich mag gern erzählen hören, wie ein junger Kerl dem Schicksal zum Trotz sich ans Ziel kämpft oder stiehlt. Stehlen scheint Ihre Manier nicht?“

„Nein,“ sagte der junge Mensch trotzig — „aber plaudern darüber ist meine Manier auch nicht. Auch giebts Leute, die gern hören, wie man ist, um mit einem stolzen Blicke dem Himmel sagen zu können: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin, wie dieser arme Teufel!“

„Sie schämen sich, wie ich sehe, Ihrer Armuth? auch das ist gut, wie mann's nimmt!“

Hier stand der junge Mann auf; er stand da, wie ein König. „Ich glaube, mein Herr, ich bin hier an einen Mann gerathen, der reich genug ist, um unge-

straft

straft Menschen zu necken. Sie sind an den Unrechten gerathen, und es könnte Ihnen etwas anders eintragen, als Lachen."

„Sie müßten es sehr weit treiben, junger Herr, wenn ich nicht zuletzt noch den Muth zu einem Lächeln übrig behalten sollte. Aber ich wüßte im Ernst nicht, was darin Spöttisches läge, wenn ein Mensch seinen Bruder Mensch frägt: Wie geht's Dir? Ich wollte, Sie examinirten mich wieder."

„Nun dann?" sagte der junge Mann mit blitzenden Augen — „mein reicher Herr, Sie scheinen ein Narr zu seyn!"

„Ja, lieber junger Herr, da haben Sie recht! Ich trage an meiner Schellenkappe und manchmal recht schwer. Ich hätte sogar wohl manchmal Lust, sie mit einer andern zu vertauschen; aber am Ende paßt und steht mir meine am besten."

Die Antwort mochte der junge Herr nicht erwartet haben, oder war's die Treuherzigkeit, womit Herr Hoppe das sagte. Dörner schlug die Augen zu

Boden, und schwieg. „Ihre hingegen,“ fuhr Hoppe fort.

„Meine?“ fiel ihm Dörner ein.

„Ja, Ihre ist ein hitziges Ding von Schellenkappe. Ich denke, sie heißt Hochmuth; aber Sie sollten darum Ihre Freunde nicht verkennen. Und so muß ich noch einmal sagen: Bruder Mensch, wie geht's Dir? Daß Dir's nicht zu wohl geht, Bruder Mensch, schließe ich daraus, daß guter Wein Dich zanksüchtig macht und nicht offen. Das war sonst in glücklichen Tagen Dein Fall nicht?“

Der junge Mann besann sich; dann sagte er finster zu Hoppe: „Verzeihen Sie mir, mein Herr!“ Er nahm seinen Hut, um zu gehen.

„So müssen zwei Menschen nicht auseinander gehen, die beide ihren Werth haben, keinen Schaustückwerth; aber doch ächt und unverfälscht, mit sichtbarem Bild und Ueberschrift; sondern so!“ Er zog den jungen Menschen an seine Brust, und küßte ihn herzlich. „Aber,“ sagte er —

„warum gehen wir denn schon auseinander? Warum, lieber Dörner?“

Der junge Mensch, mit dem offensten Gesicht von der Welt, reichte ihm die Hand, und er lag noch einmal an Hoppe'ns Brust.

Sie gingen in ein anderes Zimmer, und da sie zurückkamen, leuchteten beider Augen, des einen in dankbaren Thränen, des andern in himmlischer Freude.

Die Post kam; und da Dörner wegen meiner Harfe im Wagen nicht gut bleiben konnte: so wurde, worüber ich lachte, der junge Mensch und die Harfe dazu auf die Post gepackt, der blaue Engel in Braunschweig zum Hauptquartier bestimmt, wo er uns wiederfinden sollte. Wir rollten dahin.

Blanka an Regina.

Braunschweig.

„Herr Tobias Hoppe,“ hob ich an — „wissen Sie wohl, daß Sie anfangen, mir das Herz zu stehlen, wenn Sie so fortfahren?“

„Wissen Sie wohl, Mamsell Blanka Horrberg, daß ich es lieber sehe, wenn mir das ein andrer Theil ihres Körpers sagte, als die Zunge, zum Beispiel, das Blut, das sich unter ihre Wangen zusammenpumpte, oder ein Athemzug, der gepreßt aus der Brust hervorkäme, oder ein verstohlner Händedruck, oder ein dunkler prophetischer Blick?“

„In der That, lieber Freund, Sie sind ein edler, großmüthiger Mann!“

„Wie Sie es verstehen, liebes Kind! Dieser junge Mensch ist eine Art von Seltenheit. Glauben Sie mir, ich habe ihn gefunden; er nicht mich. Ich gebe ihm eine Lapperei, die — kurz, Mamsell, ich bin reich, und damit gut — und eine Mutter behält den Sohn, der Sohn die

Mutter, die Welt einen Menschen, ich einen Freund, und sonst noch etwas, das ich Ihnen noch nicht sagen will."

„Etwan dann, wenn wir in Hannover vor dem Posthause stehen, und ich von Ihnen Abschied nehme?" Ich war neugierig, liebe Regina!

„Es ist mir, liebe Mamsell Blanka, als wäre kein Hannover in der Welt, und kein Wort, womit Sie mir Adieu sagen können; und wenn in Hannover nicht ein paar Engelsgesichter und Engelherzen dazu vor Ihnen stehen, die sie in Empfang nehmen: so — Was, zum Geier! Ich werde Sie auch einmal examiniren; denn was wollen Sie in Hannover?"

„Einen Brief abgeben, nichts weiter, Herr Hoppe! Dann, wenn keine Geister erscheinen auf diesen Zauberbrief: dann habe ich eine kleine Reise nach —" Hier stockte ich und erröthete. Er sah mich an; ich fürchtete, er würde mein Erröthen nicht ohne Bemerkung lassen; aber er sagte nichts. — „Nach?" fragte er.

„Nach Bremen," sagte ich herzhaft, um ihn irre zu leiten, wenn er etwas gemerkt hätte.

„Bremen, und was da?"

Ich lächelte. „Meinen Sie, ich wäre achtzehn Jahre alt geworden, ohne ein Geheimniß zu haben?"

„Ich bin eben nicht auf Mädchen-Geheimnisse versessen; aber in ihre Seele, liebes Kind, möchte ich mich wohl einschleichen, am liebsten ganz offen; aber wäre es nicht anders, auch wie ein Schleichhändler, auf Schleifwegen."

„Gut, daß Sie mir's vorhersagen, Herr Hoppe!"

„Ich hab's vorausgesagt, und nun wasche ich meine Hände in Unschuld."

Ich erinnerte ihn an seine Erzählung. Er zog die rothe Schärpe fester um sich, legte sich zurück, und hob an: „Es war einmal ein —"

„Das fängt an wie ein Mährchen, Herr Hoppe!"

„Es ist auch eins. Aber ich will anders anfangen. Als ich in Ihren Jah-

ren wär, liebe Blanka! da hatte ich alles, alles, was das Herz, was der Wunsch eines Jünglings verlangen konnte, eine Geliebte, einen Freund, Reichthum, und Unabhängigkeit."

„Mein Vater war früh gestorben; man sagt aus Gram über eine gewaltsam zerrissene Verbindung. Er hatte meine Mutter heirathen müssen, die Witwe war, und eine Tochter hatte, meine Stiefschwester. Sehen Sie, so waltete eine harte Hand über dem Leben meiner Eltern! Meine Mutter folgte ihrem Manne bald nach. Mein Oheim nahm mich und meine Schwester zu sich. Er war die freundlichste Seele von der Welt. Er hatte gelernt, wie viel Unglück der Zwang stiftet, und er war entschlossen, den Kindern seines Bruders alle mögliche Freiheit zu geben."

„Er hielt Wort. Ich war im achtzehnten Jahre Herr eines sehr großen Vermögens, und eben diese Unabhängigkeit hatte mich früh zum Nachdenken, früh zum Manne gemacht."

„Ich lebte freilich nicht in der Regel; aber ich lebte unschuldig. Auf der Universität — ich ging mit dem siebenzehnten Jahre dahin, — fand ich Dörner, den Vater dieses jungen Menschen. Er war arm, ich hing mich an ihn. Er nahm mein Herz; aber es dauerte lange, ehe er meinen Beutel nutzen wollte, bis ich ihn auf Gefahr meines Lebens vom Ertrinken rettete."

„Das knüpfte uns an einander. Da er in meinen Armen hing (wir lagen beide erschöpft auf dem Ufer des Flusses) da er das erloschene Auge zu mir emporschlug, und mit matter Stimme mich fragte: „„Wer hat mich gerettet?"" antwortete ich ihm lächelnd: „„Dein Freund, Dein Bruder! ich""

„„So nimm mich nun ganz, mein Bruder!" sagte er, und von nun an gebrauchte er mein Geld, als wäre es sein."

„Da schworen wir, als ob's an der Freundschaft nicht genug wäre, uns ewige Freundschaft!" „Und Vertrauen!" setzte ich hinzu — „offnes, unbedingtes Ver-

trauen, Dörner!" rief ich, meine Hand auf sein Herz legend.

„„Ja, Vertrauen, auch wenn Du, wenn ich schweigen muß, unbedingtes Vertrauen, hohen Glauben an unsern Bund!" So meinte ich es nicht; aber es schien mir erhaben, und so schlug ich ein. Er war drei Jahre älter als ich."

„Ich hatte den Freund gefunden. Ich führte ihn mit in meine Vaterstadt, zu meinem Oheim. Wir hatten den Plan gemacht, ganz Europa zu durchwandern. Er sah meine Schwester, er liebte sie; aber er schwieg. Ich sah nie eine dunkle Wolke auf seiner Stirn. Meine Schwester war reich; er hatte nur mich."

„Aber der stille Gram meiner Schwester fiel mir auf. Ich liebte sie. Ich drang in sie, mir die Ursach ihres Grams zu sagen. Sie schwieg eigensinnig. Ich fragte meinen Oheim. Der lächelte, lächelte wieder, und sagte: „Seit Dörner hier aus und eingeht, hängen Wolken auf Deiner Schwester Stirn.""

„„Aber keine auf Dörners,“ sagte ich.“

„„Wäre noch zu untersuchen.““

„Ich untersuchte, und nach vieler Mühe gestand mir endlich Dörner seine Liebe zu meiner Schwester; denn ich ging ihm mit meinem Geständnisse zuvor. Denn, sehen Sie, mein Kind, auf einer meiner Streifereien kam ich an ein Landhäuschen, dessen schöne Lage mich so anlockte, daß ich hineintrat. Mir trat ein Mädchen entgegen —“

„Aha, Herr Hoppe! Und schön wie die Liebesgöttin?“

„Ich kann Ihnen genau sagen, wie schön!“ Er machte sein Taschenbuch auf. Ich hatte ein Portrait darin gesehen.

„Ein Portrait, Herr Hoppe!“

„Ja,“ sagte er trocken, und hielt mir einen Spiegel vor — „schön wie die Liebesgöttin! Sie sehen nun selbst.“

„Sie sind sehr boshaft, Herr Hoppe!“ Er fuhr ruhig fort: „Schön, wie Sie wissen, war das Mädchen, und freundlich dazu. Sie führte mich im Gar-

ten umher; aber ich hatte mich noch gar nicht satt gesehen: so kam ich wieder. Das Mädchen lebte bei einer Frau, die ihre Mutter nicht war, die vielmehr ihre Untergebene zu seyn schien. Wir, ich und sie, waren beide Neulinge in der Liebe, und so führte uns die lockende Nachtigallenstimme der Natur bald zusammen."

„O hätte das Leben auch nichts, als diese paar Monate der ersten, schönen, zitternden, heiligen Liebe, es wäre dennoch reich!"

Ich seufzte; aber ich nahm mich wohl in Acht, den Seufzer nicht hören zu lassen. Er fuhr ruhig fort: „Ich entdeckte meine Liebe meinem Freunde, dann meinem Oheim. Kein Mensch hatte etwas dawider. Sie wünschten mir alle Glück. Ich machte Anstalt, meine Verbindung mit meines Freundes Verbindung zu feiern."

„Ich entdeckte meiner Schwester Dörners Liebe zu ihr. Sie schwieg. Aber da ich anfing, dringend zu werden,

sagte sie: „„Er ist Dein Freund! Ich will ihm meine Hand geben.““

„Es war etwas Seltsames in dem Tone; aber sie blieb dabei, und endlich gestand sie, daß Dörner ihr nicht gleichgültig wäre. Meine Schwester war immer verschlossen gewesen. Ich führe meinen Freund bei ihr ein. Alles gewinnt ein heiteres Ansehen. Ich war unbeschreiblich glücklich!“

„Auf einmal hingen Wolken auf Dörners Stirn. Meine Schwester war freimüthig, und heiterer als je.“

„Einen Morgen, da ich sitze, und vor meinen Augen den Tempel des vollendeten Glücks sehe, den ich erbaut hatte, tritt meine Schwester ins Zimmer, und reicht mir schweigend ein Papier. Ich schlage auf, und lese von Dörners Hand ein paar kalte Worte, worin er die Verbindung mit ihr aufruft, und auf immer von ihr Abschied nimmt.“

„Ich sehe meine Schwester an, sie mich. „Weißt Du, Schwester? Nein!

– Weißt Du gar nicht die Veranlassung dazu? — Nein!""

„Ich fahre in die Stadt. Ich stürze zu Dörner ins Zimmer. „Dörner!" rufe ich donnernd."

„„Das mußte so seyn!"" sagt er mir sanft die Hand reichend.""

„„Mußte nicht so seyn? Bei Gott nein! Es mußte nicht so seyn! Trägt meine Schwester die Schuld davon?""

„„Nein, bei Gott nicht!""

„„Du also?""

„„Nein, mein Freund, auch ich nicht. Das mußte so seyn! Jetzt, Bruder, fodre ich Deinen Glauben an mich auf. Es mußte so seyn!""

„Ich fiel an seine Brust, mit Schluchzen; aber ich glaubte ihm."

„„Bist Du doch glücklich!" rief er mit einem Engelentzücken. „Bist Du es doch, und das ist ja genug!""

„Mein Hochzeittag wurde angesetzt. Dörner ging aus und ein bei meiner Braut. Ich mußte eine Reise machen wegen des Vermögens meiner Mutter,

das in Kopenhagen stand. Ich kam in vier Wochen zurück. Ich fand meinen Oheim bestürzt. Meine Schwester sieht mich mit ihrem schweigenden, seltsamen Blick an."

„„Was giebts denn hier?" frage ich. „Dein Freund Dörner," sagt mein Oheim stockend."

„„Gott! guter Gott! ist todt!""

„„Hat geheirathet.""

„Ich sehe meine Schwester an. Es mußte so seyn, denke ich, und wenn ich dieses Gesicht nicht erblassen sehe —"

„So wird ein anders erblassen; denn er hat Deine Braut geheirathet."

Sieh, Rezina, ich sah schon vorher eine Veränderung auf seinem Gesicht; aber diese letzten Worte sprach er mit Beben. Er stieg aus dem Wagen, und ging hundert Schritte neben her.

Er stieg ein und fuhr fort: „Was es jetzt ist, liebes Kind, was mich noch zum Erbleichen bringt, ist nicht Liebe mehr; sondern etwas Schlimmeres. Es hat mir seitdem Mühe gekostet, einem Menschen

zu trauen, und in meinem Herzen ist das Mißtrauen eine fremde Pflanze. Damals war es Liebe."

„Ich lief auf mein Zimmer, und steckte ein paar scharf geladene Pistolen ein. Meine Schwester, die mir nachkam, sagte: „„Ist das Eure Freundschaft?""

„„Ja," rief ich — „eben weil wir Freunde sind, kann nur der Tod das Band lösen, Erst Dich, dann mich! o es ist zu viel!""

„„Mich laß aus dem Spiel, guter Freund! Ich habe ihm vergeben."" „Sie ergriff meine Hand; aber ich riß mich los, sprang aufs Pferd, und sprengte in die Stadt, vor sein Haus."

„Er war auf einem Gärtchen. Ich stürzte hinein. Ich traf ihn ruhig im Hauptgange auf und niedergehend. Wie er mich sah, erblaßte er; aber doch kam er mit offnen Armen auf mich ein."

„„Ungeheuer," rief ich ihm entgegen — „keine Worte. Hier! Hier!" Ich drängte ihm eine Pistole auf.""

„Er nahm die Pistole. „„Gut!““ sagte er — „„aber erst höre ein paar Worte.““ Er sah mich an, dann sagte er höchst bewegt: „„Bruder, es mußte so seyn!““

„Diese Worte, die er mir sagte, wie er meine Schwester verlassen hatte, entflammeten meinen Zorn noch mehr.“

„„Schieß, Bruder; denn es mußte so seyn! Schieß, Schurke, oder ich strecke dich todt an den Boden.““

„„Glaubst Du dem Freunde nicht?““ rief er — „„nun denn, so begeh den Mord.““ Er riß sich den Rock auf, er riß das Hemde auf der Brust auf, und wendete das Herz dem gespannten Gewehr entgegen.“

„„Schieß!““ rief er. „Schurke!“ rief ich — „Dir gehört der Schuß.“ Er schoß, und fehlte freiwillig, glaube ich.“

„Ich zielte, ich schoß, er sank taumelnd zu Boden.“

„Ich lief zu ihm; da richtete er sich empor, stieß mich von sich, und sagte mit starker Stimme: „„Geh! geh! Du konn-

test auf das Herz des Freundes zielen. Geh, du hast mein Leben zu einem langen Schmerze gemacht! Geh, du hast die Freundschaft verrathen!“

„Ich antwortete nicht eine Sylbe; ich ging voll Verachtung gegen den Bösewicht.“

So schloß er, Regina. Himmel, über die wilden Männer!

Er sah vor sich nieder, ich auch. Nach einer langen Pause fragte ich: „Haben Sie ihn aber denn nie wieder gesehen?“

„Ihn,“ antwortete er, „in England. Denn die Begebenheit, liebes Kind, trieb mich wie der Brudermord den Kain, wie ein böser Geist von Land zu Land, bis denn endlich — Gut, in England war ich im Schauspiele. Ich ging nach Hause. Wie ich in mein Zimmer trat, kam Jemand, der hinter mir vom Schauspielhause an hergegangen war, in mein Zimmer. Es war Dörner.“

Er reichte mir die Hand entgegen, und sagte vier Verse aus dem Schauspiele, die mich zum Weinen gebracht hatten.

Bayerische Staatsbibliothek München

„— — — let resentment fly!
Restore me to my long-accustom'd
place
Receive me with a kind forgiving eye,
And preſs me in the friends blessing
embrace!“

Ich drehete ihm kalt den Rücken zu, und rief: out! hence! Und winkte meinem Bedienten.

„Es mußte so seyn, Bruder!“ rief er noch einmal. Dann habe ich ihn nicht wiedergesehen. Sie, die mich zu lieben vorgab! ach! Nun, ich habe schon tausendmal zu der verdammten Geschichte gesagt: out! hence! und sie steht doch noch immer vor mir drohend wie ein Gespenst. Er aber ging! und ich sah ihn nicht wieder.

Blanka an Regina.

Braunschweig.

Der Ton dieser lezten Worte hatte etwas so schwermüthiges, daß wir beide in

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ein tiefes Stillschweigen versanken. Ich konnte die Worte und den Ton aus meiner Phantasie nicht los werden. Er aber ging und ich sah ihn nicht wieder! Ich mußte sie mir immer wiederholen, und ich wurde mit jedem Male trauriger.

Nach einer halben Stunde hob er wieder an: „Das war sein Sohn! Der Tod hat des Vaters Schuld zwischen uns abgethan, und nun bring ich der alten Jugendfreundschaft ein Todtenopfer. Oder vielmehr — hier legte er mit einer sehr edlen Bewegung die Hand auf sein Herz — ich möchte Frieden mit mir selbst haben. Denn habe ich ihn doch nicht gehört! Es war unbesonnen von mir, daß ich ihm zurief: out! hence! Es war hart, Mamsell, es war grausam!"

Er zog die Mütze über die Augen, weil sie ihm naß wurden. Hier hatte ich Zeit, meinen Freund zu betrachten. Er ist ein Vierziger, aber eher darunter als darüber. Er ist nicht schlank, nicht groß. Er trägt sich bequem, aber nicht nachlässig. Auf seinem runden Gesicht ruht die Ge-

sundheit und die Freude. Sein Mund ist schön, sein Lächeln angenehm; sein kastanienbraunes Haar würde mit den sanften halben Locken, in die es von Natur fällt, einem Mädchenkopfe einen Reiz geben; aber der häßliche Mann legt gar keinen Werth darauf. Denn wenn er zu Menschen geht, trägt er eine englische Quäkerperücke, die ihn zehn Jahre älter macht, als er ist. Sein Auge ist das freundlichste Ding von der Welt, in welcher Leidenschaft es sich auch eben bewegen mag. Es ist und bleibt der reine Spiegel einer freundlichen, menschlichen Seele.

Ich weiß nicht, ob er als ein junger Mensch schöner gewesen seyn kann. So kommts mir vor, wenn ich seine Züge einzeln betrachte, und doch — doch —

(Hinter dem doch waren einige Worte aus dem Briefe weggestrichen, die nicht zu lesen waren.)

Er bat mich noch, seinen Namen ja nicht in Gegenwart des jungen Menschen zu nennen; ich versprach es und so stiegen

wir vor dem blauen Engel ab. Dörner empfieng uns am Wagen.

In fünf Minuten war Herr Hoppe angekleidet. Hier sah ich ihn zum ersten Mal in seinem Staat, der mir gar nicht gefiel. In seiner runden Quäkerperücke, einen großen sehr feinen Filzhut drüber, den jezt jedermann viel kleiner trägt; Wäsche fein wie Battist, und drüber Kleider vom feinsten Tuch. Ich glaube, der Mann ist ein Herrnhuter. So gingen die Männer aus der Brüdergemeinde bei uns. Er ließ mich mit dem jungen Menschen allein.

„Ihr Herr Vater," hob der junge Mensch an.

Hatte Hoppe ihm so gesagt? Ich übergieng es mit Stillschweigen. Wir halfen uns leidlich durch. Da Hoppe zurück kam, nahm er den jungen Menschen allein. Sie redeten sehr eifrig mit einander. Dörner nahm Abschied von mir. Dann fiel er Hoppen um den Hals. Sie trennten sich beide höchst gerührt.

Der junge Mensch gieng nach Göttingen ab.

Nun bin ich schon acht Tage hier, und viel allein; denn Herr Hoppe hat, wie er sagt, immer verdammte Geschäfte auf den Schultern, bei denen er eins um das andere, pfeift, singt, lacht, flucht, tobt und schilt, und zu jedem ganz besondere Ursachen hat.

Ich erklärte ihm, ich wollte ohne ihn nach Hannover; aber er erklärte mir dagegen, daß ich keinen Schritt ohne seine Begleitung thun sollte, und müßte er hier fallen und verderben lassen, wer da wollte. „Denn liebe Blanka, mit Ihrem Briefe da — ich wollte Sie würfen ihn ins Feuer — kann es nicht ein Uriasbrief seyn, der Sie, weiß Gott, in welche Händel verwickelt? Ich wollte, Sie würfen ihn ins Feuer und sagten: Mutter, was du mir gern geben wolltest, einen Freund, der deiner Tochter Geschick in weiche Hände nähme, den habe ich gefunden. Gott hat ihn mir zugeschickt!“

Hier faßte er meine Hand, und bat mich ernsthaft, nicht nach Hannover zu gehen.

„Ich muß, Herr Hoppe: es ist der Befehl einer sterbenden Mutter, und finde ich auch in dem Herrn von Salborn keinen Freund: so finde ich doch wohl einen Mann in ihm, der mich über mein Geschick, über meiner Mutter Geschick belehrt. Ich kenne mich so wenig, wie Oedip sich kannte.“

„Eben darum, liebes Kind, und da wollten Sie hinein treten in die dunkle Orakelhöhle?“

„Ich muß, und hätte mir die prophetische Stimme nichts anzukündigen als Unglück, und wüßte ich es voraus: so muß ich, so muß ich um desto mehr!“

Er schwieg dann. Und morgen endlich reisen wir ab. Ich habe den Brief von allen Seiten betrachtet, und ich weiß nicht, woher es kommt, ich kann ihn nicht ansehen, ohne zu zittern. Ich denke an meine Mutter und zittre noch ärger.

Morgen Abend werde ich mehr von meinem Schicksale wissen als heute. Und so lebe noch einmal wohl!

Blanka an Regina.

Hannover.

Wir kamen in Hannover an. Ein Herr von Salborn war eben gestorben. Ein anderer war da. Herr Hoppe begleitete mich nach dem Hause. Ein alter Bedienter in tiefer Trauer empfieng mich.

„Ich habe einen Brief abzugeben an Herrn Anton von Salborn.“

Seit acht Tagen war er todt, und ein junger Mensch, ein weitläuftiger Verwandter, sein Erbe. Der alte Bediente sah mich nachdenkend an; dann sagte er: „Der Herr erwartete noch immer zwei Damen, Mutter und Tochter aus Schlesien; bis auf den lezten Hauch seines Lebens erwartete er sie mit Ungeduld.“

Ich seufzte. „Mutter und Tochter,“ sezte er mit einem tiefen Bücklinge hinzu,

„und wenn Ihr Name von Horr-berg ist?"

Ich seufzte noch tiefer. „So bedaure ich, mein guter Herr ist todt." Er wischte sich die Augen.

„Mein Herr meinte, es müßte der Dame unendlich viel daran gelegen seyn, ihn noch zu sprechen, besonders der jungen Dame — es hat ihm den Tod erschwert. Ich bedaure recht sehr."

Ich dachte mit Schmerz daran, liebste Regina, an welchen kleinen Zufällen das Schicksal des Menschen hängt. Mein Aufenthalt bei Kollin, in Dresden, in Braunschweig: und hier fand ich mich nun ganz verlassen.

„Vielleicht haben Sie Anweisungen," fuhr der Bediente fort, „auf den seligen Herrn."

„Nichts als diesen Brief," antwortete ich, „von meiner Mutter."

„Sie thäten vielleicht wohl, ihn sogleich zu lesen."

Er hatte uns in ein Zimmer geführt; er öffnete jezt eine Nebenthür, und bat

uns, trotz unserer Gegenrede, in das Kabinet seines Herrn zu kommen. Ich erbrach meiner Mutter Brief, und fand nichts als die Worte: „Ich sterbe; ich sende Ihnen meine verlassene Blanka. Ich mache Ihnen keine Bedingungen; denn mich kann nun das Leben nicht mehr kümmern; aber eine zufriedene Ruhe ist mehr, viel mehr als ungewisse Größe. Ich habe jede Mutter beneidet, die lächelnd ihr Kind an ein frohes Herz drückte. Sie werden alles finden. Leben Sie wohl! Mein Leben war schon längst gebrochen, die Mutterliebe beseelte es noch. Leben Sie wohl!"

„Gar nichts," sagte ich, „was Licht geben könnte.' Mit den Worten schlug ich meinen Blick in die Höhe, und er fiel auf ein großes Gemählde, was die ganze Wand einnahm, und auf dem Gemählde lag meine Mutter an einem Felsen gelehnt, nur halb gekleidet, ein Kind in ihren Armen. Ein Mann stand vor ihr, und zeigte auf ein brennendes Haus.

Ich sah jezt, warum der Bediente mich in dieses Kabinet, auf diesen Stuhl gezwungen hatte. Ich schrie laut auf: „O meine Mutter!“

„Giebt Ihnen das kein Licht?“ fragte der Bediente. Ich blieb kopfschüttelnd vor dem Gemählde stehen.

„Oder jenes?“ fragte er, und zeigte auf ein eben so großes Gemählde hinter mir.

Eben der Mann vom ersten Gemählde hing verzweifelnd über einem Grabmahle. Meine Mutter, schwarz gekleidet, nahm einen Myrthenkranz von ihrem Haar, und legte ihn auf den Grabstein. Auf dem Grabsteine standen die Worte: Ruhe! Versöhnung!

„Geben Ihnen die Gemählde gar kein Licht?“ fragte der Bediente; „denn Sie sind zum Sprechen getroffen. Der Mann darauf ist mein Herr.“

„Nein,“ sagte ich: „aber die Gemählde, sie enthalten meine Mutter, und wenn der Herr von Salborn keinen zu hohen Werth auf —“

„Gar keinen," sagte der Bediente, die beiden Gemählde herab, und aus den Rahmen nehmend; „und weiß ich nur, wohin ich sie bringen soll, so —"

Wir bestimmten ihm das Wirthshaus, und er brachte sie aufgerollt eine Stunde nachher mit.

Herr Hoppe fragte den Bedienten, ob er mir, der so lange bei seinem Herrn gewesen war, keine Auskunft geben könnte. Er sagte: nein! Er setzte nur noch hinzu, daß sein Herr oft Tage lang vor den Gemählden gesessen, aber sich nie mit einem Worte darüber erklärt hätte. Er ging.

Je schmerzlicher mir es eingefallen war, daß mein Verweilen in Braunschweig Schuld war an meinem Zuspätkommen hier: um desto mehr war ich auf meiner Hut, es mich nicht merken zu lassen. Ich lächelte, wenn er mich ansah. Aber er — ich hätte lachen können, wenn ich nicht gar zu betrübt gewesen wäre — er ging leise im Zimmer umher, als läge irgendwo eine Leiche im Hause, wischte

mit einem seidnen Tuche jedes Stäubchen von den Spiegeltischen, hieng die Spiegel gerade, stellte die Stühle zurecht, und trieb diese Kleinigkeiten alle mit solch einer tiefsinnigen Miene, als suchte er den Stein der Weisen.

Endlich sagte er auf einmal: „Sie haben die Wette doch gewonnen, liebe Blanka!"

„Welche Wette, Herr Hoppe?" —

„Wer von uns beiden die meiste Eile hätte. Ich wollte nun, liebes Kind, ich hätte nun so die Worte für meine Gedanken, so daß Sie mein Herz in jedem Worte sehen könnten. Doch, liebes Kind, Sie wollen nun erst nach Bremen. Gott gebe, daß Sie da finden, was Ihnen gut ist! Aber bedenke ich meines Herzens guten Willen gegen Sie, meine Hochgeachtete — das Wort klingt als hätten Sie es in Regensburg gemacht; aber hieher gehört es, denn es drückt gerade meine Empfindung gegen Sie aus — ich wollte sagen, liebe Blanka, bedenke ich meines Herzens guten Willen, meiner

Seele reine Achtung gegen Sie: so weiß ich nicht, was Sie in Bremen zu suchen hätten, was Sie nicht hier sogleich finden sollten. Und wären Sie mir so fremd, und paßten wir so wenig zusammen, wie der ewige wandernde Jude und ein sitzender Thorschreiber: so wäre ich Ihnen Genugthuung schuldig."

Ich antwortete nicht; was konnte ich antworten?

„Also nach Bremen! Sehen Sie, mein gutes Kind, ich will geduldig warten, bis die Reihe an mich kommt. Also nach Bremen!"

Ach, liebste Regina, mit diesem Worte: nach Bremen! fiel mein hartes Geschick schwer über mein Herz. Ich suchte mich über Gewalt zu ermannen; aber ich konnte nicht. Ich fing gewaltsam an zu weinen. Ich war bis zum Tode betrübt; denn ich fühlte es unendlich tief, wie so ganz verlassen ich wäre ohne den Herrn Hoppe.

„O mein Gott!“ rief er: „habe ich etwas gesagt, liebste Freundin, was diesem schönen Herzen weh that?“

„Nein, Herr Hoppe, ich weine aus Unmuth, aus Verdruß, nicht über mein Geschick, nein, über das harte Geschick meines Geschlechts. Sehen Sie, Ihr Dörner war viel ärmer als ich, viel, recht viel hülfloser, und er wußte doch im schlimmsten Falle wohin. Das Mädchen, ich, stehe hier, doch vielleicht mit so viel als ich bedarf, das Leben zu fristen, unschuldig, unglücklich; — und was ich thun mag, jeder Schritt von mir ist zweideutig. Was kann ich machen!“

„Einem redlichen Herzen Ihr Schicksal vertrauen, mir, meine gute Blanka!

„Das muß ich, und dieses muß ist doch ein großes Elend. Gut, Herr Hoppe, ich vertraue Ihnen mein Schicksal, aber auf meine Weise. Ich will nicht von Ihnen abhängig seyn.“

„Und Bremen?“

„Ich gehe nicht nach Bremen.“

„Aber Sie gehen nach Hamburg, liebe Mamsell Horrberg, in das Haus eines einfachen Mannes, meines Freundes, in ein glückliches Haus. Sie finden dort zwei Mädchen in Ihrem Alter, liebe, sanfte, theure Geschöpfe. Sie werden aus dem Hause einen Tempel machen; aus dem stillen Leben der Familie dort einen Sabbath des Himmels, aus dem Stückchen Erde den Himmel selbst."

„Ja," sagte ich, „Herr Hoppe, ich gehe dahin, wohin Sie mich führen; aber nur wie eine Novize in ein Kloster auf einen Probemonat, und Sie, Herr Hoppe — denn ewig kann ich nicht in einem fremden Hause als Fremde bleiben."

„Gott gebe, daß Sie dort bald nicht mehr fremd sind!" Das sagte er, und erröthete dabei so arg, daß ich sah, er meinte mehr als ich verstehen sollte. Ich erröthete ebenfalls. Der Himmel gebe, daß er mein Erröthen nicht so auslegt, als ich das seinige.

Er

Er setzte sich sogleich nieder, und schrieb den ganzen Vormittag bis zu Tisch. Ich war von der Reise, von allem, was mir begegnet war, so angegriffen, daß ich nicht sogleich wieder reisen konnte. Ach, Regina, morgen reise ich ab! Mein Herz schlägt. Und obgleich ich sehr edle Menschen gefunden habe — o das erkenne ich mit demuthvollem Dank gegen Gott — so fühle ich dennoch mit einer ewig blutenden Wunde im Herzen, ich bin allein! allein in der Welt! Mochte der Herr von Salborn seyn, wer er wollte, wie er wollte — und sein alter Bedienter sagte, er sei ein vortrefflicher Mensch gewesen! — so gehörte ich ihm mehr an, als dem Herrn Hoppe, mehr als Herrn Forel. Er war meiner Mutter etwas gewesen, Freund, Verwandter — was? ich erschrecke zu denken, was. Und in Hoppens Gewalt hat mich ein blinder Zufall geworfen.

Der Himmel segne Dich! Morgen reise ich ab. Mit pochendem Herzen erwarte ich den Augenblick, da ich eintrete

in die neue Familie, in der Herr Hoppe hofft, mich nicht lange als eine Fremde zu sehen.

Ach, Regina, tausendmal, ach tausendmal, wenn ich allein war, streckte ich meine Arme aus nach jemandem, der hinter mir zu seyn schien, denn ich wendete mich um. O nein, nein, Regina, glaube nicht nach Herrn Forel! Nein, meine Regina war's, nach der ich die Arme ausstreckte; und dachte ich daran, daß es unmöglich war, bei Dir eine Freistätte zu finden: so streckte ich die Arme aus nach meiner Mutter, nach dem Grabe.

Denn sage, sage, gute Regina, gehe ich nicht in eine fremde Welt, fodernd, alles fodernd und nichts versprechend, eine Bettlerin fast? O weh! aber mein Probemonat soll kurz genug seyn, dafür stehe ich Dir.

Und so lebe wohl! Morgen, ach Morgen!

Tobias Hoppe an Samuel Heimchen.

Hannover.

Wie ich jenes Mönchs Reise zu dem Tartar-Chan las, liebster Heimchen, und er Bericht thut, daß das Feuer auf dem erhabenen Erdrücken des innern Asiens nicht, lange nicht so viel Wärme hätte, als tiefer unten auf der Erde, da sagte ich dir: ja, das wissen wir, unten in den Achtzehnern bis dreißig hin ist das Feuer Feuer; höher hinauf in den Vierzigen wärmt es nicht mehr. Höre, Samuel, der Mönch mag Recht haben; ich aber hatte Unrecht, und ich habe die Bekanntschaft mit einem Manne gemacht von vierzig Jahren, der mit ein paar schnäbelnden Turteltauben, oder mit einem brennenden, pfeildurchbohrten Herzen seine Briefe siegeln könnte.

Du wirst sehen, ich habe mit meiner ehrbaren Hopfenpflanze im Petschaft gesiegelt.

Doch davon hernach, obwohl ich große Lust hätte, Dir die Geschichte, die närrische Geschichte eines Mannes in einer runden Perücke, und mit einem runden Bauche zu schreiben, der in seinem Kopfe mit Vergißmeinnichtchen und Rosenknospen kramt, und in seinem Taschenbuche neben einem Solawechsel ein Endchen Band aus dem blonden Haar eines Mädchens, und neben dem ernsthaften Courszettel ein Schnitzelchen Papier, worauf eines Mädchens Hand einen empfindsamen Vers geschrieben hat, führt. Doch davon hernach!

Also lieber Samuel — ich habe einen verdammten Namen, Tobias, der höchstens, wenn man ihn recht ehren will, an den Onkel Toby erinnert, und an seinen Liebeshandel — kurz, Lieber — ich will lieber gar keinen Namen schreiben; denn meinen Namen Tobias Hoppe kann kein Mädchen auch in der empfindsamsten Szene zwischen die Lippen nehmen ohne eine Art von Lachen. Auch hieß ich

in meiner Jugend bei meinem andern Namen, Henrich.

Also unsern Ludwig sprach ich in Dessau. Ich gab ihm die Papiere und alle übrige Auskunft, und er trat sogleich die Reise nach Königsberg an, dieses Mal, denk' ich, wider Willen. Aber wen Henker sollte ich senden, wenn nicht ihn? Ich hätte selbst gehen können, und wer weiß, ob Herr Tobias Hoppe nicht besser gethan hätte, als — —

Nun er reiste ab. Er sprach mit vieler Liebe von Dir, Samuel! Potz, es ist ein ganzer Kerl geworden, und meine Schwester wird eine rechte Freude haben, wenn sie den Sohn wieder sieht!

Und Deinen Herrn Neffen Moritz habe ich gesprochen, obgleich Du mir es untersagt hattest, mich in die Sache zu mischen. Auch habe ich mich nicht hineingemischt, aber ich habe große Lust dazu. Ich kann meinen Glauben an den Moritz nicht aufgeben, ich mag es machen wie ich will.

O zum Geier, Samuel, wenn ich mir das alles, was der wilde Mensch gemacht hat, so auf einmal vorstelle, so freilich — mag ich Dir es nicht verdenken, wenn Du lieber mit dem Teufel zu thun hättest, als mit ihm; aber da ich wieder vor ihm stand, vor diesem offnen Gesicht, vor dieser klaren, glatten, ruhigen Stirn, auf welche die Sünde sonst zuerst ihre Brandmahle und ihre Geißelspuren drückt: nein, Samuel! ein wilder Satan mag er seyn, aber kein Heuchler. Nein! nein! Ich müßte doch den katzenartigen Gang, das Schleichen, das Blinzeln mit den Augen, das Zucken der Stirn, das schiefe Schauen; an irgend etwas, zum Geier! müßte ich doch den Heuchler sehen können.

Ich hatte glücklich durch meinen Helm herausgebracht, daß er in Braunschweig war; ich hatte eben wieder durch Helm, der seine Hand für Moritz ins Feuer steckt, ein paar Wechsel, die fällig waren, aufgekauft, um auf allen Fall

etwas zu haben, worauf ich mich berufen könnte.

Kennen, dacht' ich, wird er dich nicht mehr; seit seinen Knabenjahren hat er mich nicht gesehen. Dein Bruder, Samuel, hat viel an Moritz versehen. Wenn er ein Heuchler war: wer war Schuld daran als der Elende, der des Knaben Herz in der Hand hatte? dem dein Bruder seinen einzigen Sohn vertraute? O ich mag nicht daran denken!

Kurz, ich ging zu ihm. Er wohnt vor dem Thor auf einem Garten. Man führte mich die Treppe eines hübsch liegenden Gartenhauses hinan, und da fand sich's, daß er nicht zu Hause war. Ich ließ mich bei seiner Frau melden, und wurde nach einigem Hin- und Herlaufen im Zimmer, angenommen.

Beim lebendigen Gott! die Frau ist schön, und noch mehr, einfach und sanft. Woher hast Du deine Nachrichten? Sie hatte auf dem Arme ein schönes Kind. Das beste Geräth im Zimmer waren Blu-

men. Kleidung der Frau, und die Möbeln deuteten auf keinen Reichthum.

Ich fragte nach dem Manne, unter dem Namen Moritz Heimchen. Sie sah mich ein wenig ängstlich an, und fragte nach dem Geschäft, was ich mit Heimchen hätte.

„Ein kleines Geldgeschäft," antwortete ich so unbefangen als möglich, und fing an, mit dem Kinde zu spielen.

„Von wem haben Sie erfahren können," fragte sie ängstlich, „daß wir hier wohnen?"

„Von dem Herrn Ranke in Hamburg."

Der Name beruhigte sie. „Da kommt er," rief sie; ich hörte einen raschen starken Gang auf der Treppe. „Wollen Sie in sein Zimmer gehen?" sagte sie, mich führend. Ich dachte, Samuel, das junge Völkchen hätte noch Ein Nest zusammen; denn in dem Zimmer waren allerlei Spuren, daß ein Mann da oft haußte. Sie führte mich ans andere Ende des Hauses, wo sein Zimmer war.

Mein Herz schlug mir ein wenig, da ich vor dem Zimmer stand des Mannes, den meine Hand oft gesegnet hatte, und den Niemand mehr vertheidigen mag, als die es am wenigsten sollte, deine Minna. Ich wurde hineingeführt, und wir waren allein. Er übersah mich von oben bis unten, wahrscheinlich um zu berechnen, woher meine Bekanntschaft mit ihm.

Ich erkannte ihn den Augenblick; denn er hat nicht einen seiner schönen Züge eingebüßt, nicht Einen.

„Ein Geldgeschäft?“ fragte er, mir einen Stuhl setzend.

„Ja, aber jezt, da ich Sie sehe, mein Herr Heimchen, habe ich vielleicht etwas besseres mit Ihnen als Geldgeschäfte. Ich kannte in Ihrem Alter zwei Heimchens, einen Engländer, einen Samuel, und Ihr Gesicht —“

„Erinnert Sie an den Engländer. Er war mein Vater.“

„Ich möchte sagen, es erinnert mich mehr an den Samuel. Die ganze Gestalt, der Blick, das Lächeln sogar“

„Und Ihre Art, sich zu kleiden, erinnert mich auch an meine Jugend.“

„An den Quäker, sonder Zweifel, der Sie fromm prügeln wollte.“

„Und können Sie mir's verdenken, wenn ich seit der Zeit die Leute in dieser Art Kleidung nicht gern sehe? Also Ihr Geldgeschäft, mein Herr!“

„Wie gesagt, ich habe ein besseres Geschäft mit Ihnen; denn Ihres Vaters Bruder, Herr Heimchen, ist ein Ehrenmann.“

„Dessen Tugend fester steht als die Welt, stärker ist als das Leben, als die tobende Leidenschaft. Schade, daß diese Tugend einen sehr irdischen Namen führt, Kredit!“

„Herr Heimchen, Ihr Oheim —“

„Ist alles, alles, mein Herr, was Sie wollen. Ein guter Bürger, ein vortrefflicher Kaufmann, Patriot, Vater, Gatte, und Freund. Ich will selbst für

seine Redlichkeit schwören." Er legte mit einem schönen Eifer die Hand aufs Herz. Ein Heuchler, Samuel, hätte sie auf ein Buch gelegt, und es war eins da, oder auf den Tisch, aber nicht aufs Herz!

„Ihr Geschäft, denn ich bin eilig."

„Nun denn," sagte ich, und öffnete mein Taschenbuch, und übergab ihm seinen Wechsel.

„Ist das alles?" fragte er, mich scharf betrachtend.

Ich übergab ihm den zweiten, der zu groß war, als daß er ihn hätte acceptiren können.

„Was Sie ohne Zweifel erwartet haben," sagte er mit einem bittern Lächeln, „ist so: ich kann nicht zahlen, und dennoch sehen Sie, wiederhole ich Ihnen, mein Oheim ist ein redlicher Bürger; denn er hat das Wechselrecht nicht erfunden."

„Sie können nicht zahlen?" fragte ich. Er sagte ruhig: „nein!" Ich sah ihn steif an, dann zerriß ich beide Wechsel, und sagte: „Sie sind ein Neffe Samuels. Ich komme in Jahr und Tag

wieder. Sicher bin ich, und wäre nur Ein Zug aus Ihres Oheims Gesicht in Ihrem."

Das machte ihn bestürzt, und so eben wollte ich ihn haben; denn ich sah, er hielt mich für einen Spion von Dir.

Ich reichte ihm die Hand und griff nach meinem Hute. „Ich will Ihnen erst neue Wechsel schreiben, mein Herr," sagte er.

„Sie brauchen also Geld?" fragte ich: „von Herzen gern, wie viel gebrauchen Sie?"

Ich hatte das wunde Fleckchen getroffen. Sein Gesicht glühete. „Nein," sagte er gewaltig: „nein! Ja, mein Herr, ich gebrauche Geld. Sie verwirren mich, in der That, das thun Sie. Ich that Ihnen Unrecht! — oder —" Er sah mich an.

„Wie dem auch ist," sagte ich lächelnd, „es kann seyn, daß Sie mir noch Unrecht thun; obgleich ich nicht weiß, warum? Aber wie viel gebrauchen Sie, Herr Heimchen?" Ich öffnete mein Taschenbuch.

Er sagte finster: „aber nicht auf Wechsel, mein Herr; denn ich gebrauche auch jezt meine Freiheit.“

„Auf den einen Zug im Gesicht,“ sagte ich lachend, „auf Oheim Samuels Zug hin. Wie viel gebrauchen Sie?“

„In der That?“ sagte er zärtlich. „Nein, mein Herr, nein! Und wäre es nur dieser Eine Zug, er soll nicht gelogen haben. Meine Umstände sind in Unordnung; eine unbesonnene Jugend, eine verdammte Sorglosigkeit, die ich jezt gern, wie sonst, Großmuth nennen möchte, hat mich, fast glaube ich, arm gemacht.“

„So hätte Samuel auch gesagt, mit den Worten, mit den Blicken. Herr Heimchen, ich habe meinen Kopf drauf gesetzt, Sie müssen mein Schuldner werden. Wie viel gebrauchen Sie?“

„So müssen Sie zum mindesten erst wissen, daß dieser Oheim Samuel und ich in bitterm Zwiespalt leben.“

„Das mag seyn, lieber junger Herr! Wen hätte Herrn Samuels Eigensinn, der Tugend auch nicht den kleinsten Schein

zu vergeben, seiner Härte, womit er über das Leben richtet, nicht einmal aufgebracht? Er befiehlt, wo andere bitten, als —"

„Nein, das nicht. Dieser Oheim haßt mich, und ich hasse ihn."

„Haß?" sagte ich, und in der That, Samuel, es ist eine Art von Haß; aber das Wort erschütterte mich. Ich trat erblassend zurück. „Haß?" sagte ich wieder. „Wenn ich nur das Wort reimen könnte mit diesem Gesicht vor mir? Was verbrachen Sie?"

„Ich gab den Schein der Tugend hin, den ganzen Schein der Tugend, um die Tugend zu retten."

„Um die Tugend zu retten? um die Tugend zu retten?" fragte ich langsam und sah ihn starr an.

„Ja," rief er: „um die Tugend zu retten. Ich gab den Schein um etwas viel Minderes hin, oft, oft."

„Ich hasse den Schein," fuhr er fort: „den Schein der Tugend fast wie das Verbrechen. Denn mein Quäker, alle

Teufel, Herr! er hatte den heiligen Schein, den reinsten heiligen Schein auf seinem Haupte, auf seinem Leben trug er einen Sternenkranz, und in seinem Herzen ruheten die Abgründe der Hölle."

Samuel, die Entschuldigung läßt sich hören. Mir schlug das Herz, mir schlug es hoch, mir schlug es in Liebe; denn aus seinen Augen, die sich an den Rändern rötheten, sprüheten Feuerflammen, und dann und wann eine Thräne hervor.

Aber ich besann mich. „Sie waren also nicht mit der Tochter Ihres Oheims verlobt?"

Er sah mich erblassend an. „Ja, das war ich," sagte er sanft und wehmüthig.

„Und hier finde ich Sie verheirathet?"

„Darauf habe ich nichts zu antworten, als das: die Tugend ist etwas besseres als die Meinung der Menschen." Er richtete sich hier so stolz empor, als wollte er sagen: ich bin nicht schuldig. Ich habe das, weißt Du, schon einmal erlebt, mit

Dörner. Er starb unversöhnt mit mir. Wie es auch war, es blieb in meinem Gewissen ein brennendes Fleckchen, das ich jezt mit Gottes Hülfe zu löschen gedenke.

Kurz, Samuel, ich brach das Gespräch ab, und bat mich bei ihm zu Tisch; denn ich wollte ihn mit Frau und Kind sehen. Er nahm den Gast auf, mit der Bedingung, daß von allen dem im Beiseyn seiner Frau nicht geredet werden müßte. Wir brachten eine angenehme Stunde am Tische zu. Er behandelte seine Frau mit einer Achtung, die Dein Herz gewinnen würde, wie meins, weil diese Achtung so selten ist. Er behandelt sie wie seine Braut. Und sie betrachtet ihn mit einer Ehrfurcht, mit einem so rührenden Vertrauen, als wäre er ihr Vater, und sie seine Tochter.

Nach Tisch setzten wir uns mit einer Flasche Wein in den Garten. Ich fragte ihn, wie viel Geld er gebrauchte.

„Gar nichts," antwortete er: „denn wahrhaftig! ich kann's Ihnen nicht zurückzahlen."

„Also

„Also auf diese Bedingung denn?“ sagte ich freundlich scherzend.

Sein Auge wurde finster: „das hieße als Almosen? Ich hoffe, Sie scherzen,“ sagte er, sich zu einem Lächeln zwingend.

„Scherzen? wie so? Ein Mann wie Sie, der den Schein so haßt, scheu't und stutzt bei einem Worte; denn mehr als ein Wort ist es nicht. Was war denn Ihr Vermögen? was ist Ihr Kopf? was ist alles?“

Er sah mich laurend an, ohne zu antworten. Ich schenkte ihm ein, und er trank. Ich bat ihn, mich in die Stadt zu begleiten. Er ging mit mir. Wir setzten uns in ein dunkles Stübchen unter der Erde in einem Weinkeller. Ich ließ guten Wein geben, er trank. Auf einmal fragte er mich, von wem ich seinen Aufenthalt hier wüßte? Ich antwortete ganz natürlich, was ich seiner Frau gesagt hatte.

Ich kam wieder auf mein Darlehn zurück. Er lächelte, „wenn Sie mir so

gen, wer Sie sind, was Sie mit mir haben: so nehme ich Ihr Darlehn."

„Ja," sagte ich, „sehen Sie, ich hörte von Ihnen, Sie hätten sich mit einem ehrlichen Mädchen verlobt, dem Vater zum Trotz; dann hätten Sie ein anderes ehrliches Mädchen entführt, und ihrem Verlobten den Degen durch die Schulter gejagt, und dieser Verlobte wäre Ihr Freund, Ihr Busenfreund. Die erste Braut, um den Vater mit dem Jammer der Tochter zu quälen, hätten Sie sitzen lassen, und hätten die Zweite, die Sie nicht liebten, geheirathet. Das hörte ich. Auch hörte ich, daß Sie ein edler, wilder, treuherziger Mensch wären. Ich wollte nun sehen, was daran war."

„Was ist denn daran?"

„Das frage ich Sie, lieber Herr Heimchen!"

„Das erste, was Sie sagten, ist wahr, das zweite auch."

„Nun, so ist hier mein Darlehn," sagte ich, mein Taschenbuch öffnend.

„Mensch!“ rief er: „Mann! Herr! was wollen Sie? Was von mir? Ich wollte, ich könnte Ihr Gesicht falsch nennen, heimtückisch, boshaft, damit ich Ihnen sagen könnte, ich halte Sie für einen Spion von meiner Frauen Verwandten, von meinem Oheim, von — — Sie wissen meinen Aufenthalt, den ich verborgen glaubte, Sie wissen ihn, wie Sie sagen, von meinem Freunde. Mein Herr, bedenken Sie noch das: ich habe das Leben meiner Frau, das Leben meines Kindes zu vertheidigen. Mein Leben möchte jeder angreifen! Aber die Meinigen sind in Gefahr, wenn es auskommt, wo ich bin. Sie wissen es, mein Herr! Gehen Sie ja behutsam um mit meinem Geheimnisse. Leben um Leben! Sie sagten, ich wäre ein wilder Mensch. Ja, mein Herr, ich bin wild in meiner Rache, und unversöhnlich gegen alle Schurken. Das bedenken Sie!“

„Ja,“ sagte ich lächelnd: „aber unser Darlehn?“ Ich warf einen Wechsel auf den Tisch von tausend Mark.

Er sah mich an. „Ich will Ihnen eine Verschreibung darüber geben.“

„Hat nicht Noth. Denn wenn ich Ihnen nicht traute: so —“ ich reichte ihm die Hand. „Sie sollen nur glauben, daß nicht alle Leute von Ihnen so denken, wie alle.“ Ich reichte ihm die Hand, und ging.

Am andern Morgen früh ging ich wieder zu ihm. Ich fand ihn im Garten sitzen. „Ich habe die ganze Nacht an Sie gedacht!“ mit den Worten kam er mir entgegen. „Ich an Sie!“ war meine Antwort. „Hören Sie, mich dünkt, Ihr Oheim thut Ihnen Unrecht.“

„O das ist's nicht,“ sagte er mit der Hand abwehrend; „denn wie kann er Gutes von mir denken, jezt, da alles mich verurtheilt, am meisten ich mich selbst. Das ist's nicht; aber das ist's, das! daß er jede Thorheit des fröhlichen Jünglings zu einer Narrheit meines Herzens machte; weil ich nicht Ursach hatte, fröhlich zu seyn; daß er mir auflauern ließ wie einem Diebe, wie einem Verräther, wie einem

verächtlichen Bösewicht, mir, der Niemanden verrieth, als immer mich selbst; daß er meinen Stolz für Aufgeblasenheit, meine Demuth für Heuchelei, meiner schönsten Minuten Begeisterung für Betrug, meine Ruhe für Feigheit, und das Aufbrausen des Jünglings für Prahlerei ausschrie; weil ich behauptete, die Tugend trüge ein Kleid von Himmelblau, und er, eins von irrdischem Grün; weil ich Bänder auf den Schuhen trug, er Schnallen; weil ich in einem Jahre einmal fünf Minuten nach dem Nachtwächter kam, der unsre Thür mußte verschließen lassen."

Samuel, was hast Du dazu zu sagen? Das sagte er mit der Hitze eines Menschen, der haßt.

Aber da fing ich auch an. „Darum hassen Sie ihn? darum? Sehen Sie, Sie thun ihm Unrecht, wie er Ihnen. Denn das war's nicht, was Ihren Oheim aufbrachte, sondern daß der Jüngling, daß der Neffe sein Geld, was der Oheim mit erworben hatte, mit unsichern Freun-

den, mit Thoren mit unter, mit Schmeichlern wohl, verschwendete; daß der Jüngling der genauen Ordnung des Kaufmanns, des Oheims, durch die er reich geworden war, spottete; daß der Neffe die kleinen Schwächen des Alten nicht nur belachte, sondern zum Lachen aussagte; daß der Jüngling den Patriotismus des Oheims Engbrüstigkeit nannte, und seine abgezirkelte, aber reine Tugend Schein und Heuchelei: Das war's! das!"

„That ich das?" fragte er auf einmal gerührt. „Ich glaube, nein!"

„Ja, das that der Jüngling, der mit der Liebe eines Vaters von dem Oheim aufgenommen wurde. Der Knabe verlangte, der Oheim sollte auf einmal aus seinem Hause ein Bureau d'Esprit und eine Antikengallerie machen; statt Pfeffer aus Indien sollte er ein paar Götzensäulen und Handschriften verschreiben, und seine Goldbarren gegen einen Apoll umsetzen. Der Oheim verlangt von dem Jüngling von achtzehn Jahren, er soll dreißig alt, die Börse ihm lieber wie das

Schauspielhaus, die doppelte Buchhaltung genialischer als das schönste Trauerspiel seyn. Wer hat Recht? wer soll nachgeben? Keiner von beiden, wenn aber einer, doch wohl der Neffe, doch wohl der Jüngere? Denn der Aeltere sagt: ich habe seit dreißig Jahren geprüft. Kleine Funken, brennende Spiritustropfen, bei denen der Teufel doch aber das höllische Ei des Hasses erwärmt und ausgebrütet hat."

„Moritz," sagte ich mit thränenden Augen: „ich mag Dein Richter nicht seyn!" Ich vergaß meine Rolle.

„Aber mein Vater sind Sie, mein ehrwürdiger Freund, der Schutz meiner verwahrloseten Kindheit sind Sie!" rief er, und da lag er zu meinen Füßen. „O bester Herr Hoppe!" rief er, und küßte meine Hände, und sein Zorn lößte sich auf in Liebe.

In dem Augenblick kam seine Frau mit einem ängstlichen Gesicht, und sagte ihm etwas heimlich. Er sann tief nach.

Dann antwortete er ein paar Worte, und sie ging.

„Erzähle mir, mein Sohn Moritz!" sagte ich nun. „Gegen mich wird doch Dein Geheimniß eine Zunge haben."

Er legte die Hand an die Stirn. „Ich kann nicht," sagte er. „Ich kann nicht, liebster Freund. Ich kann nicht!" sagte er leise und sich abwendend. Dann drehete er sich zu mir; er faßte meine Hand. Seine Augen standen voll Thränen. „Ich habe eine Frage an Sie: wie denkt Minna von mir?"

„Sie vertheidigt den Treulosen noch immer."

Hier, Samuel, hier wendete sich er, der Stolze, mit gewundenen Händen, mit einem Schluchzen, gleich dem eines trostlosen Mädchens, zu mir, legte sich an meine Brust, und sagte schluchzend: „Grüßen Sie meine Minna!"

„Bist du toll, Bursche?" rief ich.

„O Vater," sagte er: „grüßen Sie meine Minna!"

Seine Frau erschien in dem Augenblick wieder im Garten, und gab ein Zeichen mit Husten. Er mußte fort. Er fiel um meinen Hals, und wir gingen, er dort hin, ich zur Stadt.

Am andern Morgen, ich hatte meinen Kopf darauf gesetzt, die verdammte Geschichte zu wissen; denn seine Frau ist, damit ihr's wißt, ein edles Wesen, — am andern Morgen ging ich wieder dahin; ich fand ein Billet von ihm, mit Bleistift nur geschrieben, worin er mir Nachricht gab, daß ein unausweichlicher Umstand ihn zwänge, auf mehr als acht Tage zu verreisen. Er bedaurte, daß er mich nicht wieder sehen sollte. Er hätte mich in allen Gasthöfen den Tag vorher gesucht. Ich blieb seinetwillen noch vier Tage; dann mußte ich reisen. Ich bat ihn schriftlich, mir Nachricht von sich zu geben.

Ich schreibe Dir das alles voraus, lieber Samuel, damit Du vorher, ehe ich komme, mit Deinem Gewissen ein wenig den alten Adam in Dir in die Inqui-

sition nimmst, damit wir nachher auf unsere Weise reden können.

Bei Gelegenheit des alten Adams in uns, muß ich Dir sagen: Ich habe unterwegs ein Mädchen aufgegabelt, ein Mädchen schön wie der Morgen, und tugendhaft wie eine Heilige, und die bringe ich Dir mit; denn mit meinem Verweilen in Braunschweig wegen unsers Moritz, versäumte sie in Hannover ihr Schicksal.

Da Deine Mädchen so wenig in die Welt kommen: so ist es nöthig, daß ein Stück von der Welt zu ihnen komme; und so bringe ich Dir in dem Mädchen das Prachtstück von der Welt mit. Manchmal, wenn ich neben ihr saß — denn wir reisen schon ein gutes Stück mit einander — und sie reden hörte, oder sah: so wollte mir es vorkommen, als wäre ich wieder durch ein Medeisches Kunststückchen zu einem Jünglinge geworden, und ich fühlte in meiner Brust eine Wärme, eine Sehnsucht, die der Liebe aus der Jugend völlig ähnlich sah. Nachher sah ich denn

wohl, es war nichts als Gerechtigkeit, die ich ihr gab; und Herr Samuel Heimchen, wenn er bei dem Mädchen säße, obgleich zehn Jahre älter als ich, würde dasselbe fühlen.

Ich war bitter böse auf den Moritz, und ich war Willens, ihm nicht das Evangelium, sondern einen Bußpsalm zu predigen. Da nahm das Mädchen ihre Harfe, mochte sie es merken, daß ein böser Geist über mich kam, und spielte und sang auf meine Bitte; und mir war's, als hörte ich eine Stimme vom Himmel rufen: Friede im Himmel und auf Erden! und sähe einen Engel dazu. Mein Herz wurde so schwach, und ich fühlte tief, wozu diese Stimme vom Himmel mich verleiten könnte Da schlug ich in mich, und vergab dem armen Moritz halb; die andere Hälfte hatte ich ihm schon länger vergeben.

Und diese Friedensstimme vom Himmel, und den Engel dazu, lieber Samuel, bringe ich Dir mit, damit er, wenn's mit mir zu arg würde, wofür ich

ich nicht stehe, eine Zuflucht hätte, und ich Dich! Dich alten Samuel, der Du mit Deinen richtenden Runzeln auf der Stirn wie ein Cherub an der Thür meines Paradieses Wache halten kannst, damit die tobende Leidenschaft nicht hinein breche, sondern nur die Liebe.

Das ist wohl nur alles Scherz; aber der Henker weiß, ob nicht die Wahrheit hinter der Maske steckt.

In ein paar Tagen sind wir bei Dir. Laß alles zurecht machen. Das Mädchen heißt Blanka Horrberg.

Blanka an Regina.

Hamburg.

Ach, hier bin ich, Regina! „Herr Hoppe, mein freundlicher Herr Hoppe, wohin haben Sie mich gebracht?“

Hier oben zwar, auf meinem Zimmerchen, liebe Regina, ists recht hübsch, um sich über etwas zu betäuben. Denn

mein Fenster geht auf den Strom, der so lebendig ist, als eine Gasse zur Meßzeit in Breslau, und die Gasse unter meinem Fenster — denn Herr Heimchen wohnt in dem lebhaftesten Theile der Stadt — treibts noch ärger. Du würdest glauben, es flöhe ein ganzes Volk mit seinen Habseligkeiten vor einem raubgierigen, siegenden Feinde: so trägt's, so fährt's, so kriecht's auf Schleifen, auf Bahren, auf den Schultern, so schreit's, so ruft's, so rennt's, so tobt's durch einander! Hätte ich nur erst mein Ohr an dieses Getöse gewöhnt, und meine Seele, die jetzt der Stille, um sich beruhigen zu können, so nöthig hat.

Ueber die Menschen, bei denen ich lebe, wage ich kein Urtheil. Herr Hoppe, den ich sehr achte, mein Kind, liebt und ehrt sie sehr; und Herr Hoppens Urtheil ist nicht zu verachten.

Ich will Dir schreiben, wie ich alles fand, und dann urtheile Du selbst. Wir hielten vor einem großen dunkeln Hause, vor dem zwei große Frachtwagen beladen

wurden. Kein Mensch von den Aufladern, die doch alle ins Haus gehörten, und die Herr Hoppe fast alle namentlich grüßte, kümmerte sich um uns. Wir waren ein Nebending. Nun mußte ich mich an Herr Hoppens Arm durch Fässer, Ballen, Pferde und Deichseln vordrängen, um in's Haus zu kommen, das einem Packraum ähnlich sah.

Eine finstere Treppe gings hinan auf einen Vorsaal, der wieder voll Ballen lag, einen langen Gang hin, der uns zu den Zimmern der Familie führte.

Hoppe öffnete, und von einem bunten kleinen Arlekinssessel erhob sich eine weibliche Figur, und mit ihr fuhren vier bellende Hunde auf uns ein, die schlechterdings verhinderten, daß ich etwas zusammenhängendes verstehen konnte.

„I, du mein Gott, Herr Vetter Hoppe! Alexis, willst du unter den Tisch, Amorette, willst du schweigen? Also wirklich? Sind Sie es? Karo, willst du vernünftig seyn? Liebste Mamsell, die Hunde thun Ihnen nichts!“

„Base Pold," antwortete Herr Hoppe, mit den Füßen um sich stoßend. „Noch immer die verdammten Hunde! Und Ihre Kanarienvögel? schreien die noch immer so?"

„Leider, Herr Vetter! Wollt ihr? Die bösen Thiere!"

„Es ist mein Tod noch, Tobias!" rief eine Stimme aus einem Verschlage hervor, deren Inhaber ich nicht sah.

„Wollen Sie nicht sitzen, meine liebste Mamsell?" Sie schob mir einen kleinen Armsessel vor. „Lieber Gott, Sie müssen müde seyn, so weit her! Nun Herr Vetter, ei! ei! Sie fragen nicht einmal nach Minen und Theresen?"

„Ehre, dem Ehre gebührt, Base Pold! Ich wollte, Ihre kleine vierfüßige Familie könnte sprechen, statt bellen und pfeifen."

„Bin sogleich fertig hier mit den Frachtzetteln, Tobias!" rief der Unsichtbare.

„Ja, wie gesagt, Herr Vetter, die beiden Kinder geben eine Visite, mit der

Mama. Na, na, lassen Sie die erst zu Hause kommen, die werden noch anders lärmen vor Freude, über den Vetter Tobias, und hier über die holdselige Jungfer."

Hier flog die Thür des Verschlags auf, und Herr Samuel Heimchen trat hervor, reichte im Vorübergehen mit einem frohen Blicke Herrn Hoppe die Hand, und pfiff zur Thür hinaus auf einen Schlüssel. Ein Bursche erschien, dem er mit einer langen Bestellung die Briefe gab.

„Nun sey mir Gott gnädig," sagte Base Pold, und verhing die Kanarienvögelbauer mit ein paar Tüchern; die Hunde hatten sich schon aus dem Staube gemacht, da Herr Heimchen erschien.

Er erschien in einem roth kalemankenen Schlafrock, mit schwarzen Schreibe-Aermeln, hinter dem Ohre eine Feder, auf dem geschorenen Kopfe eine Federmütze, und hieß mich mit einigen artigen Worten willkommen. Dann fiel er Tobias um den Hals, und sagte in der That

die

die zärtlichsten Worte; aber zwischen durch erkundigte er sich nach den Preisen des Indigo, des Kampescheholzes, nach einigen Häusern in Leipzig, und so weiter.

Ich hatte nun Zeit genug, mich umher zu sehen; denn die Base Pold und ihre Hunde waren draußen, um uns Erfrischungen zu besorgen. Mitten im Zimmer, das sehr groß war, stand ein großer länglich runder Tisch, mit einer Decke bis unten behangen. Ein großer nußbaumner Schrank, mit Säulen, Spiegeln, Bronze ausgelegt, dessen Obertheil den Tempel Salomonis vorstellte, zwischen dessen Säulen Tassen und Zitronen standen, prangte in einer Ecke; in der andern Ecke eine ungeheure Eckschenke, mit kristallenen Pokalen von allen Größen und Silberzeug hinter Glasthüren angefüllt. An der Wand hing, schwarz lakirt, eine Art Aufsatz, auf dem Porzelainfiguren und Tassen standen. Man nennt das Ding einen Tresor, und daneben zwei große Kupferstiche von den beiden Börsen von Amsterdam und Lon-

von. Die Fenster waren mit grünen wollenen Vorhängen geziert.

„Ach, wohin haben Sie mich geführt, Herr Hoppe?“ dachte ich hundertmal, da ich so allein saß, nicht des Geschmacklosen willen, oder des Altmodigen etwan. Ich bin in hundert Häusern sehr glücklich gewesen, wo sogar der Mangel herrschte. Ach, nein! aber hier stimmte alles so zusammen. „Ach, wohin haben Sie mich geführt, Herr Tobias Hoppe?“ sagte ich.

Es kam Kaffee; ich habe ihn nie schöner getrunken. Ich mußte das der Base Pold sagen; denn in der That, ich suchte etwas auf, was ich von Herzen loben konnte. Dann, nach dem Kaffee, führte mich Base Pold auf mein Zimmer, das alle Bequemlichkeiten hatte, die ein Mensch wünschen konnte; allein es ging ihm etwas ab, was freilich nur in der Mode lag.

Ein junges, hübsches Mädchen trat in mein Zimmer, und erbot sich zu meinen Diensten. Ich sagte ihr, daß ich gewohnt

wäre, mich selbst zu bedienen. Ich packte meinen Koffer aus, ich zog mich rein an, und dann setzte ich mich an meinen Schreibetisch, und habe seit zwei Stunden hier geschrieben, an Dich, liebe Regina!

Nein, liebste Regina! Herr Hoppe, dem ich gewiß Gerechtigkeit widerfahren lasse, mag sagen was er will: mein Noviziat in diesem Hause wird gar nicht lange dauern. Auch mögen dieser Herr Heimchen und alle Glieder seiner Familie sehr gute Menschen seyn; aber —

Fortsetzung.

So weit war ich gestern, liebe Regina! In dem Augenblicke pochte es leise an meine Thür; ich rufe: herein! und — in die offne Thür kommt ein Engelskopf, und fragt mit einer sanften, klaren, schönen Stimme: „ist es erlaubt?"

Ich springe auf, und ein liebliches Mädchen verbeugt sich vor mir, so liebreizend, so holdselig, daß, ich weiß nicht, welch' eine Empfindung der Erweichung

mich überlief, wahrscheinlich die Reue über mein hartes Urtheil des Hauses.

„Wir haben Sie schon seit einigen Tagen mit Sehnsucht erwartet, Mamsell Horrberg!"

„Hat Ihnen Herr Hoppe meinen Namen nicht geschrieben?" fragte ich vertraulich, ihre Hand fassend.

„Blanka; und ich heiße —"

Ich legte ihr die Hand auf den Mund — „geschwind lassen Sie mich errathen — Therese! gewiß Therese!"

„Woran erkannten Sie mich?" fragte sie lächelnd.

„An diesem sanften Auge und diesem sanft begeisterten Blicke, an diesem zärtlichen Lächeln."

„Wie scheue ich mich nun, daß Sie meine Schwester sehen werden! Ich sollte Sie bitten, zu uns zu kommen."

Ich schob meine Papiere unter, verschloß und ging mit ihr. Da sah ich die Mutter, eine runde fast noch jugendliche Frau, von deren Gesicht die Gutherzigkeit selbst herab sprach. Alles empfing

mich wie eine alte Freundin. Minna, ein wenig blasser, ein wenig größer und schlanker als Therese, kam mir liebkosend entgegen. Auf ihrem Gesicht war irgend eine Stelle, auf der das Wort Hoheit geschrieben stand, und Gram, wenn ich anders recht gesehen habe.

Herr Samuel hatte sich indeß gekleidet, fast so als Herr Hoppe. Ich habe, dünkt mich, nie einen Mann gesehen, der mehr Herr und es strenger in seinem Hause ist, als Herrn Samuel. Seine Befehle fahren hervor wie eiserne Pfeile, gestoßen, schnarrend eintönig. Er pfeift zur Thür hinaus, daß es gellt, und in dem Augenblick steht irzend ein Domestik da, mit den Worten: Herr Heimchen! Herr Heimchen schnarrt donnernd seine starren eisernen Befehle, ohne sich nach dem Menschen umzusehen, so kurz, so gedrungen, als handelte er mit Worten.

Seine Töchter heißen Res! statt Therese, Min! statt Minna, die Base Pold! statt Leopoldine, und

die Mutter heißt: mein Schatz! was die Töchter im vertraulichen Scherze oft nachahmen. Es klingt drolligt, wenn das junge liebliche, gewiß kindliche Mädchen sagt: mein Schatz! und die Mutter mit der mütterlichen Liebe gütig darauf antwortet.

Herr Heimchen trat nun, ehe er ging, vor mich hin, und sagte, aber mit seiner donnernden Stimme: „Ich wünsche, Mamsell! und von ganzem Herzen, daß Ihnen mein Haus gefallen möge. Friede wohnt wenigstens unter meinem Dache, und Redlichkeit, und das ist schon genug." Er erwartete keine Antwort, rief: „Min!" erhielt den Stock; „Res!" erhielt den Hut; küßte seine Frau, nickte der Base Pold zu, und ging hinaus. Herr Hoppe war schon fort.

Auf einmal war Leben im Zimmer, die Hunde aus ihren Winkeln hervor, die Vögel schrieen. Die Mädchen holten einen runden Tisch herbei, die Jungfer brachte Thee. Wir setzten uns um den Tisch.

Sieh, liebe Regina! nun scheute ich mich vor den Fragen, die meine Umstände betrafen, und die ich schon alle, sogar numerirt, auf der Base Gesicht und an den ängstlich geschäftigen Blicken sah, womit sie mich betrachtete, wie wir uns setzten.

Aber alles war besser, als ich dachte; alles! Ich mußte neben der Mutter sitzen. Wenn die Base eine Frage that, die nicht ganz artig war: so ersparte mir die Mutter oder eins der Mädchen die Antwort, durch eine andere Frage.

Der Thee duftete so erfrischend, wie ein Frühlingshauch in Blüthen. Ich habe ihn nie schöner getrunken. Wir machten die Bemerkung, zuerst Therese, daß es schwer sey, eine Fremde angenehm zu unterhalten; „und wenn Sie, liebste Blanka! nicht so sprechende Augen hätten," sagte sie, meine Augen küssend, „und so — denn mit Engeln braucht man nicht zu reden, und unterhält sich doch."

„Ja," sagte Base Pold: „das kommt daher, daß der Papa verboten

hat, einen Fremden nach irgend etwas zu fragen —"

Regina, wer sollte das Verbot dem Herrn Samuel zutrauen?

„Ich dächte," fuhr sie fort: „es wäre recht höflich, einen Fremden viel zu fragen."

„Der Papa hat auch nur die Neugierde verboten, Base Pold," sagte die Mutter.

„Und Mama, neugierig sind wir alle ein wenig."

Ich sagte dann lachend so viel von meinen Umständen, als ich wollte. Selbst die Base Pold war zart genug, nicht zu fragen, wo ich schwieg.

Um acht Uhr aßen wir. Eine Schüssel, aber sehr schön. Base Pold trank ein einziges Glas Wein. Der Nachtisch von Obst war ausgesucht. Ich habe es nicht schöner gesehen.

Die beiden Mädchen brachten mich dann zu Bett, wie sie sagten. Sie halfen, trotz meines Wehrens, mich ausziehen, und wie ich lag, da erst gingen sie,

so unangenehm mir es auch war. Ich war nicht gewöhnt daran, mich in Gegenwart eines Menschen auszukleiden.

Diesen Morgen weckte mich der Lärmen auf der Gasse, auf dem Flusse, das Geschrei der Verkäufer auf den Gassen. Alles ist still im Hause; daraus schließe ich, daß man hier spät aufsteht.

Sieh, liebe Regina, so habe ich Dir nun bis auf diese Minute alles geschrieben!

Ich bleibe zum mindesten so lange hier, um eine Antwort von Dir zu erhalten. Schreib mir also, und einen recht langen Brief; aber ja: „An Mamsell Horrberg, bei Herrn Samuel Heimchen, Kaufmann.“ Lebe wohl! Ich sage nicht mehr: „wohin haben Sie mich geführt, Herr Hoppe?“ Lebe wohl! Ich schreibe ohne Antwort nicht wieder.

Blanka an Regina.

Hamburg.

„Wohin, Herr Tobias Hoppe, haben Sie mich geführt?“ sage ich wieder, aber in einem andern Sinne. Ich fühle mich mit jeder Stunde hier glücklicher, meine gute Regina; und Deine Prophezeihung, daß ich mich wieder wegsehnen würde, weil ich mich unter dem kaufmännischen Treiben der Habsucht unglücklich fühlen würde, trifft nicht ein.

Alles gewinnt ein freundlicheres Ansehen; selbst Herr Heimchen hinter seinem Hauptbuche gewinnt von Tage zu Tage. Und alles, was ich von ihm dachte, und von den übrigen Gliedern der Familie, was sie von seiner starren Pünktlichkeit, von seinem Despotismus zu leiden hätten, verschwindet.

Er befiehlt, das ist wahr, mit Donnern, das ist auch wahr; aber man läßt donnern, und giebt gar nichts darauf. Das Uhrwerk unsers Plauderns, unserer

Freude, sogar des Singens, wenn wir singen, geht ununterbrochen fort, und seine Geschäfte auch, so wie man sprechend nebenher noch athmet.

Wir sind mitten im Erzählen. „Nummer Eins!“ donnerts: „Min!“

Minna erzählt fort, zieht den Folianten Nro. Eins hervor, und reicht ihn erzählend hin, oder singend. Der Donner hat nicht eine Miene verändert an uns. Die Pünktlichkeit, das Gehen und Kramen und Treiben nach der Uhr hat sein Gutes auch.

Die Uhr schlägt. Man schellt, ein Bursche kommt mit Licht. Die Briefe werden gesiegelt übergeben, ohne ein Wort dabei zu sagen. Ich siegele selbst schon mit, und wir könnten dabei von unsern Liebeshändeln reden: es wäre ganz dasselbe.

Unser Leben läuft, nach einem Risse, den die Freude, der Zufall, die Lust macht, ab; seines dazwischen geht nach der Uhr recht ordentlich mit. Um halb Neun auf den Schlag trinkt er einen Becher Mal-

taga mit einem Stück Brod mit Kümmel und Käse.

Wird's ja einmal vergessen, was selten ist, über eine große Freude, oder irgend einen großen Schmerz: so würde das keine Entschuldigung seyn, sondern von dem Verschlage aus würde der Donner zwei Stunden lang hallen. Und so sagt man lieber, statt es ist vergessen: „er hat's bekommen!" und bleibt dabei. Der Donner verhallt. Er fodert noch ein Frühstück, was er erhält.

Und so ohngefähr geht's den ganzen Tag, die ganze Woche, das ganze Jahr, das ganze Leben durch. Nach Tisch bleibt er zwei Stunden lang bei seiner Familie, und so streng auch nun seine Grundsätze als Mensch, als Mann und als Bürger sind — sie sind sehr streng — so wird das alles durch sein weiches Vaterherz gemildert. Er hat seine Töchter unendlich lieb, und diese Liebe scheint der Vaterwürde, der Würde des Mannes zu widersprechen. Er getraut sich kaum, seine Töchter an sein Herz zu drücken, oder ih-

nen über die Wangen zu streicheln; und diese verstohlene Liebe, denn in der That, der Vater gleicht einem Liebhaber, und ist eben so listig — giebt zu kleinen lächerlichen Szenen Veranlassung. Kommt eine seiner Töchter in seine Nähe: so streckt er die Hand dahin, und sieht dabei auf die andere Seite, so daß sie vor seiner Hand nicht vorüber kann. Die Tochter faßt seine Hand, drückt sie, sagt schmeichelnd: „ach, lieber Papa!“ und der liebe Papa erröthet vor Freude, wie ein Liebhaber.

Hat die Mutter eine ihrer Töchter in den Armen: so schießt er herzu, und umarmt seine Frau, und mit ihr die Tochter. Aber trotz dieser zärtlichen Liebe hat er doch sehr despotische Grundsätze über den Gehorsam der Kinder gegen die Eltern, besonders beim Heirathen. Er giebt dem Herz gar keine Stimme. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam, da ich mit ihm allein war.

„Gar keine, Herr Heimchen?“ fragte ich ein wenig eifrig.

„Gar keine, liebe Mamsell, gar keine! Die Eltern suchen der Tochter einen jungen, wohlgebildeten — denn das kann die Tochter verlangen, — tugendhaften, gescheuten, — das verlangt das Leben, und fleißigen Mann, — den verlangt Vaterland und die Nachkommenschaft, aus. Mehr kann die Tochter nicht verlangen, als den."

„Und wenn aber das Herz der Tochter schon gewählt hätte?"

„Das wird nicht leicht ein Mädchen, das häuslich erzogen wird, das immer unter der Mutter Augen ist, nicht auf alle Bälle läuft, nicht in alle Gesellschaften, nur ihre Verwandten sieht, von denen man ja weiß, wie sie denken."

„Und wenn denn doch?"

Er schob seine Federmütze auf dem ganzen Kopfe umher. „Gott behüte jeden ehrlichen Vater dafür!" sagte er mit einer Stimme, die zu gerührt war für ein bloßes Gespräch. Er brach kurz ab, und ließ mich sitzen, was er nie thut.

Und doch, so sehr es mir hier im Hause zu gefallen anfängt, werde ich hier nicht lange bleiben. Herr Hoppe, der gar nicht nach Hamburg gehört, besucht uns alle Tage. Sie beten ihn hier im Hause an; denn er ist der einzige Mensch, der über den unerschütterlichen, unbeweglichen Herrn Samuel eine unbegreifliche Gewalt hat. Und dieser Herr Hoppe, liebe Regina, dieser Herr Hoppe — zwar behandelt er mich jezt mit einer so, ich möchte sagen, fremden Scheu und Ehrfurcht, als ob wir noch nicht zehn Schritte mit einander gemacht hätten. Aber diese Ehrfurcht, und diese Blicke, die sogar schon den beiden Mädchen bemerklich werden, ängsten mich auf mehr als auf Eine Weise.

Er ist ein edler Mann, ein sehr edler Mann. Er hat Grundsätze, die jedem Mädchen, auf das seine Wahl fällt, einen Himmel auf Erden zusichern. Er ist, denk' ich, kein Kaufmann, und ist er einer: so ist das ein Verdienst mehr; denn er hat die ganze Liberalität eines Philo-

sophen gerettet. Therese sowohl, als Minna, können nicht aufhören ihn zu loben, ihn als den heitersten, den großmüthigsten, den feinfühlendsten, den gütigsten und den festesten Mann zu bewundern. Er ist reich, er ist sehr reich, und sein Vermögen, wie einmal mich Herr Samuel merken ließ — warum thaten Sie das, Herr Samuel? Was geht mich Herrn Hoppe's Reichthum an? — wächst noch immer.

Jene Erscheinung am Sarge meiner Mutter, der Fremde aus Triest, war eine — — Erscheinung. Je mehr ich überlege, desto mehr komme ich mir als eine Thörin vor, nur einen Augenblick lang eine Hoffnung genährt zu haben, die so eitel ist. Was hätte ihn gehindert, liebe Regina, wenn er eine Neigung für mich fühlte, mir sie zu sagen?

Und doch fühle ich, daß die verkehrte Empfindung meines Herzens gegen ihn, der auf ewig verschwunden ist, mich verhindern wird, mit Ruhe an eine andere Verbindung zu denken. Ja, Regina! ich

ich liebe den Mann, dessen Namen ich nicht einmal weiß. Ich liebe ihn mit einer Leidenschaft, vor deren Stärke ich selbst erstaune. Er erfüllt mein Leben, meine Träume sogar. Ich bin eine große Thörin; pocht jemand an meine Thür, dessen Gang ich nicht kenne: so fahre ich zusammen, ich erblasse; es fehlt mir der Athem, herein zu rufen. Ich denke, nur er müsse es seyn.

Base Pold, die so bekannt in Bremen ist, wie hier im Hause, und die mir alles sagt, was ich wissen möchte, weiß nichts von ihm. Ich habe den Namen Triest und Forel genannt, in Verbindung mit Bremen, um ihrer Phantasie die Verbindung dieser Ideen zu ersparen; aber sie schweigt so ruhig, als redete ich von dem Kaufmann von Venedig im Shakspeare.

Sie hat mir, da unser Haus mit Bremen in einer ganz nahen Verbindung steht, alle junge Kaufleute hergenannt, herbeschrieben, vom Kopf bis auf

die Füße, denn sie kennt sie alle selbst; aber er allein war nicht darunter.

Und bei dieser Gelegenheit habe ich erfahren, daß man auf Hoppe'ns reiche Erbschaft — nicht hofft, aber doch so ziemlich rechnet. Seine Schwester lebt noch, und hat Kinder, und nach der Base Pold Beschreibung von dieser Schwester, kann ich nun nicht glauben, daß man eine junge Frau von Herrn Hoppe mit Freude und Liebe aufnehmen würde.

Und nun ich? ich? Regina, eine Wildfremde, die Herr Hoppe auf der Landstraße, ganz allein, aufgefangen hätte? O, was würde der Geiz, was der Neid, was der Haß habsüchtiger Verwandten nicht daraus machen können? Eine Fremde, eine Fremde, die nicht einmal im Stande ist, zu sagen, wo sie geboren wurde, die nicht einen Verwandten nennen kann! — O ich zittre! Ich bebe!

Sieh, da hast Du die Dornen, in die ich jede Nacht mein Herz lege. Ach, wenn endlich der Schlummer meine Au-

gen bedecken will: oft findet er sie schon bedeckt von meines Kummers Thräne!

Blanka an Regina.

Hamburg.

Wie soll ich's machen, hier weg zu kommen, Regina? hier, wo mich mit jeder Minute die Ranken der zärtlichsten Liebe, des Vertrauens, der Dankbarkeit mehr umstricken? aus dem Hause, in das die Liebe mich als Tochter eingeweiht hat? Ich nenne die Mutter, wie die andern, Mama, oder: mein Schatz! und heiße Blanka. Ich bin in allen häuslichen Geheimnissen, klein und groß, eingeweiht, und ich helfe Herrn Heimchen so gut mit betrügen, als die andern.

Dahin gehört, daß die Mädchen im Hinterhause ein großes hübsches Zimmer haben, auf dem sie, eine um die andere, oder mit einander, wenn es gehen will, Musik-, Sprach- und andern Unterricht

haben, wovon Herr Heimchen nichts weiß, weil er behauptet, ein Mädchen sey für die Küche, den Besen, die Wochen- und Kinderstube erschaffen.

Sein Vateransehen erlaubte ihm nicht, Grundsätze, die er einmal behauptet hatte, fahren zu lassen; und so thaten Frau, Base und Töchter, als sähe er es gern, daß man seine Grundsätze umginge. Mir kommt's vor, als wüßte der Vater recht wohl, was geschieht, thäte aber als wüßte er es nicht.

Denn seine Töchter singen in seiner Gegenwart. Man hat meinetwillen ein Klavier in's Zimmer gebracht. Ich spiele, sie singen; dann spielt eine von ihnen, und der Vater ist entzückt.

Ich lese mit den beiden Mädchen englisch, was Herr Heimchen fertig redet. Er ist lange in der Jugend in England gewesen; er spricht mit Liebe von diesem Lande.

Aber mich dünkt, wäre das alles ein Plan von Herrn Heimchen gewesen — und wer weiß? frägt lächelnd Herr Hoppe,

wenn ich ihm das sage, — es wäre ein weiser Plan gewesen.

„Ach, liebe Blanka," sagt Therese lachend: „die verbotene Frucht ist gar zu süß! Wenn ich hinter drei Thüren mit meinem alten Musiklehrer, oder mit der Sängerin verschlossen saß, und nicht recht wußte, ob dieses nicht die letzte Stunde seyn würde, die ich hätte: Sie können denken, wie fleißig ich war! Abends im Bette repetirten wir unsere Arien und Tonleitern, und schliefen lachend ein. Und Morgens mußten wir eine Stunde früher aufstehen, als alles im Hause; denn wir mußten uns auf unsere Stunden vorbereiten, und schon angezogen seyn. Des Abends um Zehn, wenn der Nachtwächter das Thor unten verschließen läßt, der Vater die Hausschlüssel hat, muß alles im Hause vor seinen Augen erscheinen; des Morgens, ehe aufgemacht wird, wieder. Dann hatten wir schon eine Stunde gearbeitet. Ich glaube, wir sind darum so gesund geblieben, weil wir immer ein Geheimniß hatten, über dessen Verschwei-

gung wir wachen mußten. Ein Mädchen ist, glaube ich, nie gesunder, als wenn sie ein Geheimniß zu verschweigen hat."

Sieh, das erfuhr ich so nach und nach; aber ich erfuhr noch mehr. Wenn mich eine der lieben Schwestern so manchmal auf meinem Stübchen traf, das Haupt schwermüthig in die Hand gestützt: so, o! sie hätten mir ihre Seelen gegeben, um mich zu erheitern!

So trafen sie mich vor ein paar Tagen. „Ach," sagte ich, „warum muß ich die einzige in diesem glücklichen Hause seyn, deren Herz nicht immer fröhlich klopft!"

Therese sah mich schelmisch an und doch mit trüben Augen, und klopfte leise auf ihrer Schwester Herz. Ich sah Minna an, sie fiel auf einmal mir um den Hals, und ohne zu weinen, ohne in einen klagenden Ton zu fallen, sagte sie: „o, dieses schöne Herz meiner Freundin ist selig gegen mein's!"

„O Gottlob!" rief Therese, „nun ist's heraus. Nun hilft noch ein Herz Dir's mit tragen, liebe Minna!"

Ich saß still, ich sah das Gesicht nur an, das kein Zeichen des Schmerzes hatte, als eine sanfte Bläße und ein geduldiges Auge. Ich konnte nicht fragen, was ihr Unglück sey. Ich drückte nur ihre Hand auf mein Herz.

„Ich liebe!" sagte sie sanft und leise.

Mir fiel sogleich des Vaters Grundsatz ein. „Gott, Minna! Ihr Vater —"

„Ich liebe ohne Hoffnung," setzte sie hinzu, noch sanfter.

„Nein, Minna, nicht ohne Hoffnung, denk' ich, seit Herr Hoppe hier ist."

„Er ist verheirathet, den ich liebe," sagte sie fast mit unhörbarer Stimme.

Ich faltete sanft die Hände über meine Brust; denn mir Selbstsüchtigen fiel ein, wenn Forel auch verheirathet wäre? Ich sagte nichts.

„Lassen Sie sich von Theresen erzählen, so weit sie es weiß.“ Sie trocknete noch einmal das Auge, und dann ging sie hinaus.

Therese näherte sich mir furchtsam, und sagte: „Sie werden sehen, Blanka, daß die Liebe und unser Herz nicht zuverlässiger sind, als meines Vaters Grundsätze. Ein Mann, der ein Engel schien, hat meine Schwester furchtbar betrogen. Sie liebt ihn noch, weil Sie ihn — begreifen Sie das? — nach seiner Heirath noch für einen Engel hält.“

Doch ich kann nicht mehr. Mein Brief geht in einer halben Stunde mit einem Briefpaket des Herrn Samuel nach Breslau. Den nächsten Posttag die Geschichte. Lebe wohl!

Blanka an Regina.

Hamburg.

„Frage nach Herr Heimchen!“ ruft ein Bursche ins Zimmer.

„Um drei Uhr!" antwortet Base Pold. „Von wem?"

„Das will der Bursche nicht sagen. Er sitzt auf der Haustreppe."

Dieselben Fragen und Antworten kommen noch drei- oder viermal, und immer mit einem neuen Umstande, der den Burschen betrifft, der auf der Haustreppe sitzt. „Der arme Mensch weint! der arme Bursche seufzt!"

Dies alles fängt an, auf Minna's Phantasie zu wirken. Den weinenden Knaben auf der kalten zugvollen Haustreppe. Und ist vielleicht nur ein Armer!

Sie nimmt aus dem Fenster, wo das Geld für die Armen liegt, das größte Stück, und husch hinaus. Sie kommt an die Treppe. Da liegt, auf den Ellenbogen gestützt, ein Knabe, schon halb Jüngling, dessen Gesicht Minna von dem Treppengeländer oben nicht sehen kann.

Sie hört ihn schluchzen, und das Mitleiden treibt sie doch hinab, obwohl sie sieht, er ist kein Bettler. „Sie wollen,"

sagt das kleine Mädchen — „meinen Vater sprechen. Er ist auf der Börse."

„Ja, und ich habe schon so lange warten müssen."

„Das geht mir nah. Aber zwischen der Börse und dem Essen sind fünf Minuten, die mein Vater — wenn Ihr Geschäft nicht länger daurt."

Ohne seine Stellung zu verändern, ohne einmal den Hut zu ziehen, ohne sogar aufzusehen, antwortete der Knabe: „Es ist ein Unglück! Ich laufe schon seit diesem Morgen um Fünf umher, und hier war ich dreimal. Der Herr ist beim Frühstück; in einer Stunde! Der Herr zieht sich an; in einer Stunde. Der Herr ist auf der Börse; um drei Uhr!"

„Wollen Sie mit herauf kommen?" Der Knabe springt auf, und wird nun auf einmal nach seiner Größe zum Jüngling. Minna kann ihn nicht in das Wohnzimmer bringen; denn ihr Vater blieb noch eine Stunde aus. Sie führt ihn in der Angst in ein Hinterstübchen, was den

Schwestern gehört zum Anziehen und Schlafen.

Hier im Hellen wirft sie den ersten Blick auf des Jüngligs Gesicht, und ein offnes, schönes und blasses Gesicht heftet seine Blicke auf sie. „Kann ich Ihnen womit dienen?“ fragt Minna, besorgt.

„Wenn es keine Umstände macht! Ich habe Hunger, besonders Durst.“

Minna erröthet; denn sie kann nicht gut sagen, daß sie den Knaben auf ihr Stübchen gebracht hat. Sie macht es, wie sie kann. Sie bringt dem Knaben ein Stück Brodt, und ein Stück Kuchen, von der gestrigen Gesellschaft, und eine Flasche Wein, mit einem Bierglase dazu.

Der Knabe dankt ihr mit Heftigkeit. Sie geht hinaus, den Himmel bittend, daß nur Niemand es erfahren möge.

Endlich kommt ihr Vater daher, die Gasse von der Börse. Schnell läuft sie zu ihrem Zimmer, um den Fremden auf den Gang zu stellen. Der Bursche liegt flammendroth im Gesicht auf ihrem Bette,

fest schlafend; alles ist verzehrt, die ganze Flasche Wein geleert.

Sie will ihn wecken. Sie kann ihn nicht wach machen. Mit Schrecken sieht sie, er ist trunken. Sie schließt das Stübchen zu, und geht, um zu essen.

„Auf der Treppe,“ hebt Base Pold an —

„Sitzt ein hübscher, junger Mensch,“ fährt Madam fort —

„Den ganzen Morgen hat er schon auf Papa gewartet,“ sagt Therese, und Minna's Athem stockt vor Angst. Ihr Gesicht ist mit Blut übergossen.

„Holt ihn,“ sagt Samuel, und der Bursche ist fort. Nur Minna steht da, mit niedergeschlagenen Augen, die Farbe der Schuld auf dem Gesicht, zitternd.

„Er ist nicht mehr auf der Treppe,“ sagt sie leise, da ihr Vater sie betrachtet.

„Wo denn?“ Minna erzählt, und die Familie geht in einer Prozession auf das Stübchen, wo der Jüngling noch fest schläft. Sie stehen um ihn her, und be-

trachten ihn. Madam legt den Arm auf ihres Mannes Schulter, um ihn desto schöner zu betrachten. „Ich weiß nicht," sagt Samuel — „wo ich das Gesicht hinbringen soll. Wenn ich einen Sohn verloren hätte: so wollte ich sagen: Das ist er! das ist mein verlorner Sohn! so ist mir zu Muthe. Ganz besonders, mein Schatz, wie niemals!"

Minna erröthete jezt vor Freuden, da ihr Vater so gütig ist. Sie erwartete eine scharfe Strafpredigt.

„Laßt ihn schlafen, so lange er will," sagt Samuel. „Denn wenn die Flasche voll war —"

„Sie war voll, Papa; ich dachte ja nicht —"

„So ist er sicher betrunken. Wir wollen essen." Man aß; aber alle zehn Minuten mußte bald Therese, bald Minna zusehen, ob er wach wäre; bald sah die Dame Pold ungeheißen hin, und kam jedesmal mit der Bemerkung zurück: „Schön wie ein Engel Gottes!"

„Alle Welt!“ rief auf einmal Samuel, aufspringend, und stürzte hinaus, die andern hinter ihm her. Er lief auf den Schläfer zu, zog ihn an der Hand, und da er die Augen aufschlug, die Menschen sah um sich her, dann mit Befremdung nm sich her blickte, als wollte er errathen, wo er wäre: da rief Herr Samuel: „Moritz, bist Du's?

Es war Moritz, es war seines Bruders Sohn. Moritz sprang vom Bette auf, und er fand sich wieder, da er Minna erblickte, die hinter ihrer Mutter stand.

„Sind Sie Herr Heimchen?“ fragte er, heftig — „ich bin Moritz, Ihres Bruders Sohn.“

Da nahm ihn Samuel schweigend an seine Brust. „Das ist Deine Tante,“ sagte er, ihn in die Arme seiner Frau schiebend. Aus den Armen der Tante sprang er zu Minna, er drückte sie in seine, und rief: „O Dich kenne ich schon. Sie nahm sich des Verlassenen an. Alle

gingen sie vor mir vorüber, vor mir, der unter die Mörder gefallen war!"

„Woher kommst Du, Moritz? Ich denke, Du bist noch in England bei Herr Maitland."

„Ach, seit zwei Jahren schon wohnen wir in Oldenburg. Ach, Oheim, ich konnte nicht mehr! Ich bin davon gelaufen. Ich will als Schiffsjunge dienen!" rief er unter funkelnden Thränen, und hielt seinem Oheim die starken Arme hin, um ihm begreiflich zu machen, daß er es könnte — „aber ich gehe nicht wieder zu diesem unbarmherzigen Heuchler, den ich vorher hätte ermorden sollen, ehe ich ging."

Hier zog Samuel die Stirn kraus, sehr kraus. „Das wird sich finden," sagte er, sanft. „Bleib vorerst hier, Moritz! Dein Vater war ein redlicher Mann; ich denke, Du willst nicht aus der Art schlagen, kommt! kommt!"

So war Moritz in's Haus des Oheims eingeführt.

Aber Moritz war ein seltsamer Bursche, der alles verkehrt angriff, und doch zum Zweck kam. Samuel sagte: „Dann möchte ich nicht einmal zum Zweck kommen.“ Samuel fing alles mit dem Glockenschlage an, und so sollte es in seinem Hause Jeder. Moritz stritt mit Base Pold gegen diesen Grundsatz, und wurde braunroth bei dem Streite. „Mir soll,“ rief er und hob seine Fäuste empor — „mir soll nicht einmal ein Mann befehlen, und da von dem Räderwerke soll ich mir befehlen lassen?“

„Bist ein Narr, Moritz! Die Uhr befiehlt ja nicht.

„Ich will aber wissen, wie mir das Essen um Vier schmeckt, um Fünf. Ich will lieber hungern, als essen, wenn der Hammer da anschlägt.“

„Ordnung regiert die Welt, Moritz!“

„Darum eben. Ich will nicht regiert seyn.“

Aber seine Tante, seine Basen, die Leute im Hause, selbst Base Pold regierten ihn mit freundlichen Blicken, mit

den

den Worten: „Liebes Moritzchen! thu dies! thu jenes!“

Er flog wie ein Sturmwind; und glaubte man, er ginge, so war er wieder da, und alles war vollendet. Das gefiel nun Herrn Samuel über die Maße. Die Briefe zwar trug ein Sturmwind auf die Post; aber Moritzens Füße gingen zurück wie eine Schnecke. Er blieb bei jedem schwellenden Segel, bei jedem flatternden Wimpel stehen, rief sein Hussah! mit, mit: glückliche Fahrt! drückte die harten Hände der Matrosen, die er nicht kannte, so herzlich, als wäre er Sohn oder Bruder mit; und Herr Samuel horchte auf jeden Glockenschlag, ärgerte sich, und konnte nicht arbeiten, weil der Moritz nicht wieder kam.

Er hatte den Burschen vor sich stehen und predigte in ihn hinein mit schwerem Aerger, was Moritz nimmermehr glaubte, daß der Rückweg von einem Geschäft so gut ein Geschäft wäre, als das Geschäft selbst.

Herr Samuel hatte alles im Hause gegen sich bei diesem Satze, aber die alle thaten, als hätte er Recht; dahin war Moritz nicht zu bringen, seinem Oheim Recht zu geben. Alle Welt in Samuels Hause that auf dem Rückwege, was sie wollte, und Samuel wußte es nicht; aber Moritz mußte jedesmal erklären, daß der Rückweg sein Eigenthum sey, was er sich nicht nehmen ließe.

Samuel schalt auf Sonne, Mond und Sterne, daß sie nicht Jahr aus Jahr ein in Einer Minute aufgingen. Moritz hatte die heimliche Sehnsucht, die Natur zuweilen in einer großen gesetzlosen Bewegung zu sehen. „Wie viel schöner wär' es, liebe Minna," sagte er: „wenn wir am Morgen aufständen, und mit Sehnsucht die Sonne erwarten müßten, ob sie heute leuchten würde! O, der Oheim mag sagen, was er will: die Hoffnung ist viel mehr werth, als die Gewißheit! Glaube mir, o glaube mir, Minna, wir würden viel frömmer seyn, wenn nicht alles schon so sicher wäre!" Und wenn

der Junge nun anfing, zu mahlen, was er träumte: so gewann er seine jungen Basen, seine Tante, und fast Base Pold; denn er hatte, der Himmel wußte was — Ueberredendes in seinen blitzenden Augen, in seiner bewegten Stimme sitzen, die fast eine ganze Quinte an Tönen umfing; da Herr Samuel alles, was er sagte, in einem und demselben starren Tone redete.

Das konnte Samuel auch nicht leiden; „denn, Moritz, muß man nicht denken, da sind mehr Herzen, wo mehr Stimmen sind?"

„Ach, Oheim," sagte Moritz: „spricht der Zorn nicht anders, als die Liebe? die Bitte nicht anders, als das verdammte Kommando? Hat doch der winselnde Hund und der kämpfende mehr Stimmen in seiner Lunge als Eine, und ich, der Mensch, sein gefühlreicherer Bruder —"

„Herr! Moritz, Herr! — was soll Bruder?"

„Ich mag nicht Herr seyn, Oheim! Er liebt mich: warum soll ich ihn nicht

wieder lieben?" Und bei diesen Worten standen alle vier Hunde der Base Pold, und Moritzens treuer Pudel aufgerichtet an ihm, leckten ihm die Hände, und bellten, wenn er einen zu streicheln vergaß.

Herr Samuel hatte aller Welt noch bisher beweisen können, daß Ordnung die schönste Tugend, und die Uhr das höchste Instrument der Menschen sey; aber Moritzen mußte er es unbewiesen lassen; denn Moritz hatte Beweisgründe, die — zum Beispiel:

Da hatte Herr Samuel einen Diener im Hause, der, wenn alle Uhren mit einem Zauberschlage zerstört worden wären, recht gut alle Uhren hätte ersetzen können; denn sogar alle seine sieben unnatürlichen Bewegungen gingen ordentlich nach der Uhr. Aber dagegen hatte er sich auch des Herzens des Herrn Samuel so bemächtigt, daß er fast eben so allmächtig im Hause war, als Herr Samuel selbst.

Schon darum konnte ihn Moritz nicht leiden; er nannte ihn die Maschine.

Aber noch weniger konnte er ihn leiden, seines immerwährenden Lächelns, der leisen Sprache, womit er alles redete, und der ewigen Bewegung willen, worin sein Kopf war, kleine Verbeugungen zu machen. „Herr Denhard," rief Moritz oft voll Zorn: „sagen Sie doch einmal nur: nein! damit ich Ihnen einmal glauben kann, wenn Sie ja sagen. Lieber Herr Denhard, der ruhige Zug des Mundes beim Menschen ist Ernst. Das Lächeln gab Gott der Liebe, dem Zutrauen, der Freude; der Teufel machte es nach, und gab's dem Betrüger, dem Heuchler, dem heimlichen Mörder, dem — "

Moritz ärgerte sich; denn bei jedem Namen lächelte Herr Denhard, und nickte mit dem Kopfe. Moritz sprach so viel davon, daß endlich die Tante, die Base Pold, und Minna mit Theresen Herrn Denhard nicht mehr den lieben Herrn Denhard nannten, und nicht mehr alles von ihm besorgen ließen: und so erfuhren sie, daß Herr Denhard unten im Comptoir, bei den Leuten, und

bei den Armen, denen er zu zahlen hatte, weil Madame Heimchen der freundlichen Miene des Herrn Denhard die Armen anvertraut hatte, eben so despotisch, eben so hart war, als er oben gefällig und weich war.

Herr Denhard verlor die Armenkasse darüber, und starb fast vor Zorn, der aber aussah, als übte er sich in Ehrensprüngen. Moritz erhielt die Armenkasse, und Denhard wußte nun Grund und seinen Feind. Die Armen standen sich bei der Veränderung gut, aber die Kasse nicht; denn sie verschlang nicht allein ihren eigenen Fond, sondern auch des Kassirers Taschengeld, und dann Minna's, dann Theresens Taschengeld dazu.

Herr Samuel revidirte einmal die Kasse; denn es wurden ein paar Arme abgewiesen in dem Augenblick, da Samuel von der Börse kam. Die Rechnung, die Moritz zu führen hatte, und die er erst gar nicht herausgeben wollte, erklärte Herr Heimchen beim ersten Anblick mit

großem Eifer für die närrischte und unbrauchbarste Rechnung, die ihm je vor Augen gekommen war.

„Was? mein Schatz, Pold, ich bitte Euch! Es sind Erzählungen darin, Romane! Was? das soll eine Rechnung seyn? O Jugend! Jugend! Aber Gott gebe, daß ich nur nicht auf noch etwas Schlimmers komme!"

Alle wünschten, er möchte nichts Böseres finden, und Minna drückte dem armen Vetter schon vorher die Hand zum Troste, wenn ja Geldsummen fehlen sollten.

Samuel las das Buch, las wieder, und ließ einige Leute holen, und sprach mit denen heimlich, und Denhard lächelte so freundlich, daß er Minna einen Schauer nach dem andern abjagte.

Endlich nach drei Tagen warf Samuel Moritzen die Rechnung zu, und sagte: „Eine Rechnung ist das, daß sich Gott erbarme! Vetter, was soll aus Dir werden? Aber die Kasse soll er behalten, und ich lege monatlich noch zwanzig Tha-

ler zu. Die Schulden bezahle ich. Wo- hast du geborgt?"

„Nirgends," sagte Moritz.

„So hast Du gestohlen; denn Deine Casse ist ja offenbar bankerott. Das muß ich erleben, an einem Blutsverwandten, daß er mit der ersten Casse fällt!"

Hier zitterte die ganze Familie, nur Moritz nicht. „Liebster Samuel!" sagte die Frau, bittend.

„Mein Schatz, das verstehst Du nicht! Ich will wissen, woher er den Ueberschuß genommen hat."

„Sein Taschengeld!" rief Minna.

„Und Minna's Taschengeld auch," sagte Base Pold eilig. „Und Therese ist auch blutarm."

„Und die Base Pold hat auch dazu gegeben!" rief Minna.

Da stand Herr Samuel lächelnd da, und sagte mit einer fremden Stimme: „Die Rechnung taugt auf Erden nicht einen Pfifferling; aber der liebe Gott wird wohl — Nun, Kinderchen! Ich bezahle die Schulden; aber den Ersten, eher

nicht. Und die Kasse behält Moritz. Und Du hast künftig bei mir Kredit, Moritz. Aber der Teufel!“ fuhr er auf einmal zornig heraus — „ich will Ordnung haben, sonst!—“ Er umarmte Moritzen, und dann stampfte er durch's Zimmer, und warf die Thür zu, daß die Fenster klirrten.

Moritz machte einen Satz hoch durch die Luft, lief seinem Oheim nach, und lag zum erstenmal an seines Oheims Brust, und sagte schluchzend: „Oheim, Sie sollen Freude an mir haben.“

Die Armenkasse war von jezt an des Alten Freude; denn Moritz erhielt sie die ersten zehn Monate in einer Ordnung, die Samuel bewunderte.

Niemand begriff, wie Moritz hier sagen konnte: „mein Oheim ist ein sehr edler Mann!“ Aber er sagte es von Herzen. Auch Minna, sie war dreizehn Jahre, sagte mit frohen Blicken: „Der gute, ach, der seelengute Moritz!“

Aber Moritz verdarb es an hundert Enden wieder. Er konnte behaupten,

wenn er den ganzen Tag auf dem Komptoir hatte rechnen müssen, das Einmaleins wäre des Teufels ABCBuch, und er gäbe die ganze Rechenkunst, und die doppelte Buchhaltung für ein Lied, was der Mann mit der Orgel da unten auf der Gasse orgelte, und für noch weniger; und das sagte er, wenn Herr Denhard dabei war, der, das wußte er, der das dem Oheim mit Seufzern über seine Unbesonnenheit hinterbringen würde. Er erklärte ferner, er wollte Soldat werden, so bald er mündig sey, und Herr über sein Vermögen. Und Denhard hatte so gar zufällig erfahren, daß Moritz außer dem Hause Fechtstunden nahm.

Wenn Herr Samuel Morgens, vor dem Hausaufschluß, seine Einwohner zählte: so fehlte wohl gar Moritz im Hause; und wurde nun nachgesucht, gefragt: so war Moritz schon vor Tage aus dem zweiten Stock hinabgestiegen, mit Gefahr, den Hals zu brechen, war aus der Stadt gewischt wieder mit Lebens-

gefahr, um die Osterfeuer brennen zu sehen.

Er blieb oft die Nacht weg, weil er kein Ohr für den Glockenschlag hatte, und immer vergaß, daß die Nachtwächter zur Nacht sangen.

Bei einem Tumult der Handwerksburschen war er mitten darunter gewesen, und hatte sich den Stadtdragonern widersetzt, und er wagte es so gar, gegen seinen Oheim selbst, die Sache der Handwerksburschen zu vertheidigen, da Herr Samuel schon in dem allerheftigsten Zorne war, weil man ihm von der Prätur aus bedeutet hatte, sein Neffe wäre mitten im Tumult mit beschäftigt gewesen. Man wolle es nicht wissen, um eine der angesehensten Familien nicht zu beschimpfen. Man hoffe aber von ihm, daß sein Neffe bestraft werden würde.

Herr Samuel war außer sich, und er sprach das Urtheil, daß er bei Wasser und Brodt auf seinem Zimmerchen den strengsten Arrest haben sollte, und zwar wie die Handwerker vierzehn Tage lang.

Er schwor dazu, daß er für ihn sitzen wollte, wenn er ihm eine Minute erließe.

„Gefangen?" rief Moritz — „ich? gefangen?" und er warf den funkelnden Blick auf die Thür. „Nimmermehr!" Und mit einem stolzen Gange ging er langsam aus der Thür, den Herrn Denhard betrachtend, der mit den Händen allerlei kleine Bewegungen machte, als wollte er eine Fliege haschen.

Minna lief ihm nach. „Moritz!" rief sie ängstlich — „lieber Moritz!"

„Ich will an's Ende der Welt fliehen, Minna! Sie sollen mich nicht wieder sehen. Ich gefangen?"

„O Moritz, für Dich wollte ich ja Jahre lang die Sonne nicht sehen. O geh nicht! geh nicht!"

Sie hing sich an seinen Hals, und mit Thränen und Bitten zog sie ihn zurück, und bat ihn, nur dem Papa ein gutes Wort zu geben.

„Nein, Minna," sagte er — „nein! aber Dir zur Liebe will ich es thun, was er drohet. Komm!"

Er trat in's Zimmer, er erklärte dem Oheim, er wollte sich der Strafe unterwerfen.

„Gib ein gutes Wort!" flüsterte die Tante, die Base, Therese. Der Oheim hatte sich abgedreht, damit sie den Starrkopf bearbeiten könnten. Aber er blieb stumm.

„Du weißt Deine Strafe," sagte der Oheim — „geh!"

„Bitte doch!" rief jezt die Tante laut, selbst bittend.

„Ich bin kein Kind," sagte Moritz. „Entweder ich habe die Strafe verdient: nun! so ist's gut; oder ich bin unschuldig: nun so ist's auch gut! Ich gehe!" Er ging, und sein Oheim schwor noch einmal: „Er sollte vierzehn Tage bei Wasser und Brodt sitzen. Und wer für ihn bittet," setzte er heftig hinzu — „den stecke ich, so wahr ich lebe, zu ihm hinein."

Minna stand auf dem Puncte, den Vater beim Wort zu nehmen, wenn sie nicht die Würde des Vaters gescheut hätte.

Base Pold war doch böse geworden, daß der Bursche so trotzig sich dem Ansehen des Vetters widersetzte. „Vier Wochen, Herr Vetter, ließ ich ihn sitzen. Das ist unerhört! Brecht in Zeiten den Troz der Kinder, sagt Sirach. Der ist ja wie Herr hier im Hause!"

Herr Samuel schwor noch einmal. Er verschloß seine Thür, und legte ein großes Packraumschloß an seine Thür, entschlossen, ihn die ganze Strafe tragen zu lassen.

Der Base Pold Muth fiel gewaltig, da sie das große Schloß an der Thür sitzen sah, und er fiel noch mehr, da Samuel nach der Börse ging, und den Schlüssel zum Schloß einsteckte.

Kaum war der Vater fort, so war erst Minna, dann Therese, dann Base Pold ab- und zugehend, dann die Tante vor der Thür des Gefängnisses, und erkundigten sich durch das Schlüsselloch nach seinem Befinden.

Base Pold aber gerieth in eine Angst ohne Gränzen. „Vetter Sa-

muel ist auf der Börse, mein Himmel! wenn nun Feuer auskäme, das arme Kind müßte ja ohne Gnade verbrennen, und die Börse dauert heute drei Stunden!"

Diese Vorstellung erregte auf einmal alle Schrecken in Minna's Kopfe. Es war ihr, als röche sie überall Rauch. Sie ging überall im Hause umher, und sah nach Feuer und Licht. Zulezt holte sie von der Nachbarschaft, sie war wie ein Schatten vor den paar Häusern vorüber, einen Schlösserburschen mit Geräth, im Fall der Noth die Schlösser aufzumachen, und bat ihn, ja nicht vom Gange wegzugehen, wo Moritzens Zimmer war.

Herr Samuel's Gang auf der Treppe jagte die Familie in's Zimmer. Der Schlösser saß auf einem Ballen, und hatte das Schloß im Auge, was er öffnen sollte.

„Was ist's? was will er?" fragte Herr Samuel den Schlösser.

„Ich soll hier die Schlösser aufmachen," antwortete der Bursche.

„Den Augenblick zum Hause hinaus, und lasse er sich hier nicht wieder sehen!“ rief Herr Samuel, und zürnend stürzte er in's Zimmer. Das zitternde Mädchen erzählte unter Thränen und Erröthen, daß sie den Schlösser bestellt hätte, im Fall eines Feuers bei der Hand zu seyn.

Herr Samuel lachte; aber er brummte doch fort.

Er brachte Moritzen selbst Brodt und Wasser. Ach, wie er damit ging, da gingen der ganzen Familie die Augen über. Base Pold schalt über die Härte der Männer. Ihre Hunde bekamen den Mittag kein Fleisch.

Minna konnte gar nichts anrühren. So oft sie auf einen strengen Blick des Vaters den Löffel erhob, strömten ihre Augen über.

Eine neue Angst überfiel sie, wenn sie an die Nacht dachte. Sie sah schon das Haus in Flammen. Ihr Vater war in doppelte Thüren verschlossen. Der Schlüssel

sel wurde nicht gefunden. Moritz mußte verbrennen.

Sie vertraute ihre Angst durch's Schlüsselloch Moritzen. Er lachte, aber sie blieb unruhig. Sie wagte ihres Vaters Zorn. Sie schleppte mit unsäglicher Mühe eine Leiter an Moritzen's Fenster.

Denhard sah die Leiter stehen, und nach zehn Minuten war die Leiter weg, und wurde, wie es seyn sollte, an Ketten gelegt.

Minna klagte ihre Furcht der Base Pold. „Nun, liebes, närrisches Mädchen, wenn es wäre: so kann er ja heraus! Da, wo sonst der Ofen in der Wand stand, um Moritzen's Zimmer zu heizen und die Nebenstube mit, da ist ein leichter Bretterverschlag. Da kann er ja leicht durch."

Minna flog auf das Nebenzimmer, um nachzusehen. Ein Schrank stand vor dem Verschlage. Minna rückte mit Mühe den Schrank ab, entdeckte die Bretter, fand eine Spalte. Sie sah

Moritz, sie rief ihm zu, ihr zu helfen. Ein Brett wurde zur Seite geschoben, und Minna, ach mit zärtlichen Thränen hing an Moritzen's Halse.

„Ach Gottlob! Gottlob!" flüsterte sie ihm leise zu, und er fühlte ihr Herz an seiner Brust schlagen.

Er umfaßte Minna, und rief vor ihr knieend: „Minna, wenn ich Dir dies je vergesse, so vergesse jeder Mensch meiner in jeder Noth! Aber nun geh! geh! gleich geh! denn sonst muß ich's Deinem Vater sagen. Betrügen kann ich nun einmal nicht." Es kostete Mühe, Minna zum Gehen zu bereden. Er mußte ihr dagegen versprechen, besseres Essen von ihr anzunehmen. Dann ging sie.

Es war ein Glück, daß sie fort war; denn der Oheim trat in's Zimmer, und mit einem finstern Schweigen nagelte er das Fenster zu. „O Oheim," sagte Moritz bitter — „warum Mißtrauen? Sie könnten die Thür öffnen, ich würde nicht über die Schwelle treten."

Der Oheim antwortete kein Wort, und ging. Es war mehr ein Streit mit seiner Familie, als Zorn auf Moritz. Am Morgen schob Minna Moritzen Kuchen und eine Flasche Wein durch die Oeffnung, und drückte seine Hand. Mit einer unendlichen List hatte sie das anschaffen müssen; denn ihr Vater hatte alle Schlüssel an sich genommen.

Den vierten Tag, da Samuel seine Familie ruhig sah, da er den Sieg erfochten hatte, wurde er, wie jeder gute Mensch, großmüthig. Er nahm die Vorbitte seiner Frau an, und sagte: „Gut denn, auf Deine Vorbitte. Kommt, er soll frei seyn!"

Die Schlösser wurden leise geöffnet, und Samuel an der Spitze der frohen Prozession trat in's Zimmer. „Du bist frei!" rief Minna schon vorher, in triumphirender Freude — „frei, Moritz!"

Die Base Pold, die nirgends seyn konnte, ohne in alle Winkel zu schauen, erblickte in einem Winkel hinter dem Kof-

fer etwas Glänzendes, und rief neugierig: „Was ist denn das da?“ und verrieth mit den Worten die heimlichen Werke der schönen Liebe.

Es waren zwei volle Flaschen Wein, und eine Menge Kuchen.

Alle erblaßten, da Samuel seinen Blick dahin warf. „Betrüger! Lügner!“ rief Samuel mit eiserner Stimme, und verließ das Zimmer.

„Nein, Oheim,“ rief Moritz — „ich bin kein Betrüger. Ich habe den Wein nicht berührt, nicht den Kuchen. Ich schwöre Ihnen, ich habe nichts genossen, als Wasser und Brodt.“

Da wendete der Oheim sich auf der Schwelle um. „Gut denn! wer brachte Dir's?“

„Das kann ich nicht sagen!“ rief Moritz, nach des Oheims Hand fassend.

„Du bist frei, und ich bin Dein Oheim nicht mehr.“ Fahr hin, oder gestehe!“

„Nimmermehr! Vertrocknen mag die Zunge, die den Freund verräth. Nimmermehr!“

„Gut, in einer Stunde verlaß mein Haus!"

„Das Leben, das Licht, die Freiheit, um diesen Preis, nein, Oheim! Ich habe vom Wasser und Brodt gelebt, denn ich wählte das Gefängniß. Aber verrathen kann ich nicht. Nur das nicht! Ich will noch einen Monat bei Wasser und Brodt hier bleiben, aber ein Verräther bin ich nicht."

„In einer Stunde verläßt Du mein Haus," sagte Samuel mit einem Blicke, den sie alle kannten, von dem war gar nichts zu hoffen. Er ging in sein Zimmer, auf seinen Verschlag.

Da näherte sich Minna, bleich, schwankend. Ach, sie kannte die Härte ihres Vaters. „Papa," sagte sie — „ich war es, mich strafen Sie."

„Wer?" rief er, aufspringend — „Du?" Sie sank matt auf die Stufe seines Verschlags; sie hatte alle ihre Kraft aufgewendet, ihm das Geständniß zu machen. Da er sie so todtenbleich, mit dem erloschenen Auge, das sie so wehmüthig

auf ihn wendete, da liegen sah: da faßte er sie in seine Arme. „Wie viel Flaschen hast Du ihm gebracht?“

„Zwei, mein Vater.“ Sie konnte es erweisen, auch, daß er nichts davon angerührt hatte.

„Nun denn!“ sagte er. Er faßte ihre Hand, er ging, sie unterstützend, mit ihr zu Moritz hinüber. „Minna war's,“ sagte er — „sie hat's gestanden, um Dich zu retten. Bist Du so vieler Liebe werth? Du kannst bleiben.“

Minna that zwei frohe Schritte, und da lag sie in Moritz Armen.

„Mina,“ rief Moritz — „alles, was ich habe, ist Dein! Dein mein Leben! Alles!“

„Du kannst bleiben, sage ich. Laß das Mädchen los; Komödie spielen wir hier nicht! Und Minna, so komm mir nicht wieder. Ehrlich währt am längsten.“ Er drehete sich schnell um. Aber seine Frau sah, daß er sich die Augen wischte. Er lief in sein Zimmer, und sagte: „Es sind doch Teufeleien, und sie gehen mir

zu Herzen, als wären es recht hübsche Sachen."

Fortsetzung.

Das alles that Moritz wohl Vorschub bei den Damen des Hauses, und bei den andern, die ihn eine treue Seele nannten; aber Herr Denhard, der den Verlust der Armenkasse noch fühlte, und an Moritz vergebens sein Lächeln und sein Kopfnicken verschwendete, Herr Denhard war wie in einer alten Ausgabe eine Hand, die beständig auf Moritz zeigte, und auf seine Fehler, wenn er bei Samuel war, und Herr Samuel konnte nun einmal einem Manne, der wie eine Uhr war, nichts böses zutrauen.

Herr Samuel glaubte, daß man beide Geschlechter in der Jugend so viel wie möglich trennen müßte, weil der alte Adam geschäftig sey, und weil aller Henker darin säße, worin Herr Samuel

Recht hatte; aber seine Minna dachte das Gegentheil, da sie vierzehn Jahre alt war, und sie kannte Moritzens Fußtritt, sein Aufhusten, sein Thürzuschlagen so genau, daß sie sich auf dem Vorsaale so oft trafen, als sie wollten, und sie wollten es immer.

Herr Denhard kannte die Kunst auch. Er kannte Minna's Thür Auf- und Zumachen eben so genau: und so erfuhr Herr Samuel wieder, warum Minna so oft ihr Nähzeug niederlegte, und singend zur Thür hinausging. Er folgte ihr, und fand richtig allemal Moritz und Minna zusammen, und Moritz hatte allemal ein Geschäft oben, und Minna eins draußen. Da aber Herr Samuel sein Geschäft draußen auch hatte: so verlegten die beiden jungen Leute ohne Verabredung ihre Geschäfte auf die Börsenzeit.

Herr Denhard mußte vom bösen Geiste besessen seyn; denn er fand richtig die beiden jungen Leute zusammen, und hätten sie den geheimsten Winkel im

Hause dazu ausgesucht, was sie auch thaten.

Herr Samuel erklärte dann seiner Frau, daß er von ihr foderte, Minna nicht herausgehen zu lassen, wenn er auf der Börse war. „Denn," setzte er mit lauter Stimme hinzu — „der Moritz ist kein Mann für Minna. Und also —" Er stieß mit seinem Rohr auf den Boden. „Also, mein Schatz, jage ich den Burschen zum Hause hinaus, kriechen sie mir noch weiter in die Winkel."

„Minna, lieber Samuel, ist ein Kind, Du fürchtest doch nicht?"

„Der Junge macht Verse, mein Schatz, und wer Verse macht, ist ein Narr, oder verliebt." Er ging.

Minna aber kannte den Verschlag in ihres Vetters Zimmer. Sie kroch am Abend — Therese schwieg — zu Moritz, und beide waren still, wie die Mäuschen. Stiller noch war Herr Denhard, und so machte einen Abend Herr Samuel Moritzens Thür auf, und

Minna flog verscheucht aus des Vetters Arm.

„Ich wollte Dir noch sagen, Moritz," hob Herr Samuel an — „und es ist gut, Minna, daß Du noch hier bist — Daß Du morgen nach Bremen sollst zu Adam Isenbart auf's Komptoir. Du kannst ihm packen helfen, Minna!"

„Das will ich nicht," sagte Moritz. „Wenn ich hier weg soll: so weiß ich, wohin ich will."

„Nach Belieben, Vetter! Aber dann komm mir nicht wieder in's Haus. Geh zu Bette, Minna!"

Diesen Abend blieb das Haus bis um zwölf offen; denn Herr Samuel hatte noch zu senden. Um drei Uhr weckte Samuel Moritz. „Hier sind zur Einrichtung," sagte er — „tausend Mark. Schreib Du mir, wenn Du Ruhe gefunden hast. Dein Vermögen ist in Sicherheit. Ich gebe Dir alle Jahre zwei tausend Mark. Mehr nicht einen Heller. Der Wagen steht vor der Thür."

Der Neffe sah seinen Oheim starr an. „Was verbrach ich, Oheim?“ fragt er.

„Nichts, noch nichts! Aber Du hättest etwas verbrechen können, was ein Nagel zu meinem Sarge gewesen wäre. Du bist kein Mann für meine Minna. Sie ist ein Kind, Du bist nahe an zwanzig. Mit Dir kann ich reden. Näher werden wir nicht verwandt, als mit dem Namen, Vetter!“

„Wenn aber Minna will, und ich?“ fragte Moritz.

„Alle Welt! — doch, Moritz, ich will nicht, und damit gut. Du respektirst zwar die Gesetze recht wenig, das weiß ich, und das ruhige bürgerliche Leben ist Dir ein Abscheu, die Ordnung ein Gräuel; aber ich denke, den Vaternamen wirst Du wohl ein wenig respectiren. Du bekommst meine Tochter nicht, und sollte ich sie den ersten besten Tag mit Denhard kopuliren lassen. Das thue ich, wenn Du sie heimlich wieder sprichst. Merke das! Ich halte Wort wie ein Kaufmann.“

Moritz sprach kein Wort mehr. Er packte hastig ein. Ein Träger nahm seinen Koffer. „Deinen Abschied will ich im Hause wohl bestellen, Moritz. Sie schlafen noch alle."

„Adieu! Oheim!" sagte Moritz — „Sie thun mir Unrecht. Aber ich bin in Ihrem Hause sehr glücklich gewesen, und so segne Sie Gott!" Er ging hinab. Der Oheim blieb oben stehen. Er fühlte sich doch sehr gerührt. „Teufel!" sagte er — „der Junge macht mich irre, und ich weiß doch, was ich will! was ich thue!"

Da Moritz hinab kam, steckte Denhard, der seinen Gang recht genau kannte, und wußte, daß er jezt das Haus verließ, den Kopf aus der Thür, um seinen Feind gehen zu sehen. Moritz gab dem Kopfe eine gewaltige Ohrfeige, und blieb stehen, ob Jemand sich melden würde. Dann ging er, und ärgerte sich, daß er den Schlechten nicht verachtet hatte.

Denhard zeigte Herrn Samuel seine Backen. „Hm!" sagte Samuel — „Sie stoßen ihn aus dem Hause, er

schlägt Sie in Ihrer Stube. Der Teufel weiß, ob ich überall Recht habe! Aber fort muß er."

Minna kam am andern Morgen zitternd zum Vorschein. Moritz war bei der Hausschau nicht da. „Auch soll ich Euch grüßen von Moritz; er ist heute Morgen um drei Uhr abgereist."

Minna's Augen wurden acht Tage hindurch immer röther, und ihre Wangen blasser, so daß Herrn Samuel bange wurde; aber dann kam alles wieder wie vorher, und Samuel sagte: „Ich habe es doch recht gemacht."

Herr Denhard, der das Herz des Menschen erstaunlich genau kannte, machte die Erfahrung, daß er nicht einmal Minna's Herz kannte. Er räsonnirte so: „Dem hübschen, jungen, weichen Dinge war es um einen Liebhaber zu thun. Das Eis hat Herr Moritz gebrochen, und was er sich nicht träumen ließ, mir! denn er ist fort, ich bin hier, und Minna bedarf eines Liebhabers. Die Rechnung ist richtig."

Er kannte ihren Gang. Minna fand also Herrn Denhard jezt, und zwar geputzt nach dem Modejournal, überall. Und sie war freundlich; denn Minna wußte nicht, was Denhard ihr gewesen war. Sie nahm seine Dienste an, die er ihr anbot, seine blühenden Rosenstöcke zu ihrem Geburtstage den zwölften Januar. „Der Anfang war nicht übel,“ dachte Herr Denhard.

Aber wollte Herr Denhard sie als ein größeres Mädchen behandeln: so lachte Minna unbändig. Herr Denhard, der schon Eroberungen unter dem schönen Geschlecht gemacht hatte, wußte gar nicht, wie er mit Minna daran war. Es war Minna gar nicht um einen Liebhaber zu thun; aber kam die Rede auf Moritz: so konnte sie so gar zu schluchzen anfangen. „Ach, der herzensgute Moritz!“ sagte sie. Minna führte seine Armenkasse fort; denn das war seine Lieblingskasse gewesen, und Herr Samuel sagte: „Alle Welt! der Junge wußte zu geben, wo es hundertfältige

Frucht trug; aber er ist ein Taugenichts; denn er hält nicht auf Gottesordnung, die doch die Welt regiert."

Die erste Nachricht, die von Moritzen nach Hamburg kam, war, er hatte seinen Erzieher und Pflegevater, Herrn Maitland, in seinem Hause in der Maske des Teufels überfallen und entsetzlich geprügelt. Doch war der Schrecken des Herrn Maitland's das Schlimmste bei der Sache gewesen; denn der Teufel hatte ihm ein langes Sündenregister, was Herr Maitland nur allein zu wissen geglaubt hatte, vorgelesen, und sich es von ihm unterschreiben lassen, was Herr Maitland in der festen Meinung, es sey der Teufel, auch gethan hatte.

Herr Maitland hatte in Oldenburg einen Advokaten zu Rathe gezogen, der aber glücklicher Weise ein genauer Bekannter des Herrn Samuels ist. Er räth ihm, die Sache nicht bekannt werden zu lassen, da er sein Sündenregi-

ster in der Hand seines ehemaligen Pfleglings weiß.

Der Advokat in Oldenburg schrieb die ganze Begebenheit ausführlich dem Herrn Samuel, mit dem Zusatze, daß ganz Oldenburg seit dem in den Teufel vernarrt wäre, der den heuchlerischen Geizhals, Herrn Maitland, gezüchtigt hätte.

Aber Herr Samuel stampfte vor Zorn den Boden; „denn," rief er — „ist es einem jungen Menschen erlaubt, einen Heuchler in seinem Kastel," — so nannte er nach dem englischen Sprichworte sein Haus — „zu überfallen: welcher Vater ist denn sicher, nicht überfallen zu werden, wenn er einem frechen Taugenichts seine Tochter abschlägt?"

Er wurde immer zorniger auf seinen Neffen.

Die zweite Nachricht gab Moritz selbst. Er hatte sich als Kornet unter einem Hannöverschen Husaren-Regimente annehmen lassen, das nach Ostindien bestimmt war. Er bat seinen Oheim auf

drei

drei Jahre seine zwei tausend Mark nach Indien durch Wechsel zu senden. Er bat ihn, die Schulden, welche die Anschaffung seiner Equipage gekostet hätte, zu berichtigen.

Es kam in dem Briefe eine Stelle vor, die Minna betraf, und die gerade aussah, als eine Drohung, nach drei Jahren den Kampf um Minna mit dem Vater zu erneuern.

Der Vater antwortete voll Zorn. Er sendete ihm das Geld für die Equipage nicht; er sendete ihm Anweisungen, auf sechs tausend Mark in drei Jahren zu heben, und schwor ihm heilig zu, daß er lieber seine Tochter einem Straßenbettler geben wollte, als einem so ausgemachten Taugenichts, wie er.

Die dritte Nachricht war: Herr Samuel erfuhr, Moritz hatte die Schulden für seine Equipage mit einer Anleihe bei einem Juden gedeckt, zu funfzig Prozent jährlich; bei dieser Nachricht tanzte Herr Samuel ordentlich vor Wuth;

und hätte er hundert Töchter gehabt, Moritz hätte keine erhalten.

Die vierte war — man denke, was Minna auszustehen hatte? — denn schon bei der ersten Nachricht kreuzte sich Base Pold, und brummte: man muß den Teufel nicht an die Wand mahlen. Therese lachte, die Mutter schüttelte nur den Kopf. Bei der zweiten fand Therese, sie möchte ihn wohl einmal in der Husarenuniform sehen; die Base Pold und die Mutter sprangen von Moritz ab. Die dritte Nachricht, bei der Herr Samuel tanzte, ließ sie alle ruhig; aber die vierte: Moritz habe sich mit seinem Rittmeister gehauen, und sey nun, um der Strafe zu entgehen, in alle Welt gegangen, machte so gar Theresen wankend. Ob sie gleich nicht ein Wort sagte: so sah Minna es ihren Augen voll Thränen wohl an, was sie dachte.

Aber Minna blieb ihm treu. Sie las Theresen die alte Armenrechnung Moritzens vor, und fragte dann:

„Kann das ein Bösewicht seyn, Therese?“ Therese küßte ihre Schwester; aber sie sagte nichts, und dann mußte Minna heimlich weinen, daß sie alle dem armen Moritz so Unrecht thäten.

Niemand wußte, wohin er gestoben und geflogen war. Seine Wechsel auf drei Jahre hatte er gehoben, und Herr Samuel hatte sie bezahlt. Er lebte also noch. Das allein wußten sie, und das tröstete die arme Minna.

Fortsetzung.

Ach, den Namen Moritz, den Minna wie ein Edelgestein in ihrem Herzen trug, mußte sie oft entweihen hören! War ein vollkommener Taugenichts zu beschreiben: so sagte Samuel: „Es ist ein wahrer Moritz!“ Die Mutter sagte so, Base Pold sagte so, Therese nicht, wenn es ihr auch zuweilen auf den Lippen schwebte, sie sagte nicht so; denn

sie wußte allein, welche Thränen es ihrer Minna kostete.

Sie durfte nicht ein kleines Wort zu seiner Vertheidigung sagen; denn das ganze Haus, Herr Denhard etwan ausgenommen, war gegen ihn; die ganze Nachbarschaft, die ganze Stadt.

Da bekam Samuel einen Brief, mit der Nachricht, die ihn wieder zum Tanzen brachte, aber auf eine andere Weise. Hoppe schrieb ihm, er würde nach Hamburg kommen. Das Haus wurde umgekehrt. Ein Zimmer, für Herrn Hoppe bestimmt, wurde ausgemahlt. Ein paar große, prächtige Kupferstiche im Zimmer aufgehängt. Herr Samuel selbst — alles staunte ihn an, brachte die feinsten Kleider für seine Töchter mit nach Hause, und befahl dem Schneider, sie recht schön zu machen.

„Das ist auch für Herrn Hoppe!" sagte Base Pold lächelnd. Die Hälfte von des Vaters Runzeln war verschwunden, das Haus wurde ein Tempel der Freude. Ein kleiner Garten vor dem

Thore wurde in der Geschwindigkeit zurecht gemacht; denn Herr Hoppe liebte das Grüne, und Herr Samuel verhieß seiner Familie, sie sollten mit Herrn Hoppe auf acht Tage auf den Garten ganz hinaus gehen. Alles für Herr Hoppe! Alles!

Die Mädchen erwarteten Herrn Hoppe als einen Gott, und er erschien endlich. O wie stahl er ihnen die Herzen, da er sie, eine nach der andern, an seine Brust nahm, und sie schwankend zwischen Jauchzen und Wehmuth, zwischen Freude und Rührung, seine Minna, seine Therese, nannte; wie er seinen Koffer auskramte, und ihnen den glänzendsten Putz an Perlen, Armbändern, Halsbändern und seltenen ausländischen Tüchern, schenkte, und dann mit einem entzückten Lächeln seinem alten Samuel zurief: „Gott hat Dich reich gesegnet, Samuel! reich! sehr reich!"

„Ei nun ja, Tobias! Ich erkenne es mit Dank, obwohl mir die lezte Spekulation mit dem Sandelholz nicht

eingeschlagen ist. Ich habe dreizehn Piaster für den Pekul erhalten; macht —"

„Samuel! Samuel! Wirst Du denn immer nur mit Piastern kramen? Ich meine Deine Minna, Deine Therese! Wenn ich nicht sonst wüßte —"

„Ja, ja! sieh hin, Tobias! Ich erlebe Freude an den Mädchen, das ist wahr." Hier wurden ihm die Augen naß, und Tobias fiel in seines ehrlichen Freundes Arme.

Ach, wie stahl Herr Hoppe der Mädchen Achtung! Denn die Ordnung im Hause hörte auf, das starre Majors-Kommando des Herrn Samuel wurde um funfzig Prozent sanfter. Wie stahl Herr Hoppe der Mädchen Liebe! Denn heute fuhr er auf einer Arche auf der Binnenelster, morgen fuhr er in einer Jelle auf der Elbe, oder er blieb sogar Abends spät mit den Weibern in einem erleuchteten Schiffe, mit Musik auf dem Wasser. Und das alles litt Samuel, und brummte nie. Jeden Tag kam eine elegante Equipage vor die Thür, um die

glücklichen Mädchen mit Herrn Hoppe nach dem Sklavenhof, oder zu Herrn Heuß nach Eimbsbüttel, oder nach Wandsbek zu fahren. Oder er nahm mit ihnen sein Frühstück unter Hagedorn's alter Eiche zu Hervstehude.

Das Hamburger Thor mochte sich noch so früh schließen: es war Herrn Hoppe nur lächerlich; denn er fuhr nach Samuels Garten. Man schlief dort, und kamen sie am Morgen nach Hause, so — statt zu donnern — empfing sie Herr Samuel mit lautem Gelächter, und rief: „Etsch! Etsch! Hoppe, ausgesperrt!"

(Ach liebe Regina, Du weißt nicht, wie dieser Mann geliebt wird!)

Einen Morgen, da die Familie zusammen sitzt, Samuel unter ihnen, frägt Hoppe: „Wo aber, Samuel, wo ist denn Moritz? Ich weiß ja, er ist nicht mehr bei Maitland."

Bei der Frage steht Minna auf, um ihre Angst durch Abwendung ihres Gesichts zu verbergen.

„Tobias, Moritz — ich wollte, Du hättest mir den schönen Morgen nicht mit der Frage verdorben. Er ist — in alle Welt gegangen wie ein Taugenichts."

„Ich ging auch in alle Welt einmal, Samuel!"

„Ja, wohl, aber anders, dieser wie ein Taugenichts. Ich mag nicht davon reden. Er konnte hier sitzen, Tobias, was fehlte ihm? sprich! sich besetzen, wenn's Zeit war. Bleibe im Lande — ich weiß, Du hältst es auch damit. Was brauchte er in der Welt heraum zu laufen."

„Ja wohl, Samuel, so sagte ein wohlgemästeter Truthahn auch einmal von dem Storche auf dem Dache, und setzte noch hinzu: warum folgst du nicht meinem Beispiel, du Flüchtling?"

„Ich will dir's leise sagen, Truthahn," sagte der Storch. „Flieg zu mir herauf!"

„Ich bin nicht zum Fliegen geschaffen," antwortete der Truthahn.

„Aber ich!" antwortete der Storch, schlug mit den Flügeln, und flog dem warmen Afrika zu.

Ach, Minna hätte Herrn Hoppe für diese Fabel um den Hals fallen mögen. Samuel lächelte. Er erzählte Moritzens Leben in seinem Hause.

„Wo steckt der Bösewicht?“ fragte Hoppe: „Samuel, ich fürchte, ich fürchte, Du hast ihm Unrecht gethan, und thust es ihm noch! Er borgte zu funfzig Prozent? Samuel, ich borgte einmal zu hundert, und will mit meinem Wechselbriefe dreist vor Gottes Richterstuhl treten. Das will ich!“

„Ja, Du auch!“

„So wird doch irgend ein Mund auch von Moritz sagen, hoff' ich.“

Ach, Minna's Herz bebte; sie hätte gern gesagt: ja, Moritz auch! wenn sie den Vater nicht gescheut hätte.

Aber da erzählte der Vater denn, wie er sich geschlagen, und dann — und dann — und dann —

„Höre,“ sagte Hoppe, „das klingt grausam; aber ich kann den Moritz nicht sinken lassen. Sein Herz war groß, und edel, und brav, schon als Knabe, und

sein Lehrer war — ein —" Hier stand Herr Hoppe auf, schüttelte den Kopf, und vollendete nicht.

Da sie auf dem Garten waren, schlich sich Minna leise an den lieben Oheim, und sagte verschämt: „ich hätte wohl etwas für Sie, lieber Vetter!" Sie hatte es unter der Schürze.

„Nun denn, was hast Du, liebe Minna?"

„Gar nichts, lieber Vetter, wenn Sie mir nicht versprechen, daß Niemand etwas von dem erfahren soll, was ich sage."

Herr Hoppe sah das kleine Ding darauf an, ob er wohl versprechen dürfte. — Hier setzte Therese hinzu: „denn er hält einem Kinde, was er verspricht." — Da er aber den freien Blick Minna's sah, sagte er: „ich verspreche!"

„Ich wollte nur ein gutes Wort reden für den armen Moritz, dem man hier Unrecht thut."

„So? sieh da! Doch was hast Du denn da unter der Schürze?" Sie zog Papiere hervor. „Alle Welt! Briefe?"

„Nein, eine Armenrechnung, die Moritz geführt hat. Ich wollte Sie bitten, liebster Herr Tobias, daß Sie sie läsen."

Herr Hoppe fing an zu lesen, und Minna hatte sich hinter einen Strauch gestellt, um Acht zu geben, was die Rechnung für eine Wirkung auf Herrn Hoppe haben würde. Herr Hoppe las, las weiter, und nun richtete er sich auf, und las ämsiger. Zuletzt trocknete er sich seine Augen oft hinter einander. Da sprang Minna hinter dem Strauch hervor und schlang die beiden Arme um den Vetter, und fragte: „Kann das ein Bösewicht seyn? Ach, lieber Herr Vetter! ich muß allemal weinen, wenn ich es lese."

Herr Hoppe ließ sich die Geschichte der Rechnung ein wenig ausführlich geben, streichelte dann Minna über die rothe Wange, und sagte: „nein, der Moritz

ist gut. Wie alt bist Du denn eigentlich aber, liebe Minna?“

Die unschuldige Frage jagte alles Blut in Minna's Wangen; mußte sie nicht denken, der Vetter meinte, sie vertheidigte den guten Moritz, weil sie schon funfzehn Jahre alt war. Damit sie ihn davon abbrächte, sagte sie unschuldig Jahr und Tag und Stunde, wann sie geboren wäre.

Das half auch; denn von Tobias Gesicht verschwand das ausforschende Lächeln; aber er fragte wieder, wie Moritz ins Haus gekommen? Minna erzählte; er fragte weiter, Minna erzählte; und nun kam auf einmal das ausforschende Lächeln wieder, und Minna wurde wieder roth. Und Herr Hoppe that wieder eine Frage, die so unschuldig schien, aber gar nicht unschuldig war; denn Minna mußte gestehen, wie lieb sie den Vetter Moritz gehabt hätte.

Zuletzt küßte der Vetter Hoppe sie, und sagte wieder recht ehrlich: „Moritz wird wohl wiederkommen, wenn er ein

guter Mensch ist; und wenn er noch an Dich denkt, und wenn er wiederkommt: so schreib Du es mir, dann will ich ihn schon wieder mit dem Papa versöhnen; und erfahren soll es kein Mensch, Minna, daß Du mit ein paar rosenrothen Wangen, und mit Deinem funfzehnjährigen, klopfenden Herzen, von dem herzensguten Vetter Moritz sprichst."

Minna hätte gern böse gethan; denn sie sah ja wohl, was er meinte; aber wie hätte sie böse seyn können auf den Mann, der Moritz und ihren Vater versöhnen wollte! Sie küßte mit Gewalt des guten Vetters Hand, und das Herz wurde ihr um fünf und siebenzig Prozent leichter. Man rechnet im ganzen Hause nach Prozenten.

Fortsetzung.

Herr Hoppe reiste wieder ab, und die alte Ordnung der Dinge kehrte wieder, und zwar strenger als gewöhnlich.

Aber Du wirst sehen, Regina, daß die pünktliche Ordnung des Hauses der Liebe half, wie sonst die Verwirrung.

Minna und Pold gingen Einen Sonntag in die Kirche, Therese und die Mutter den Andern, Herr Samuel jeden. Die Magd mit den drei Gesangbüchern mit silbernen Buckeln und Jedes silbernem Namen, eine Stunde früher, die Bücher auf jedes Pult zu legen im Kirchstuhle.

Eine Stunde nachher, unter dem Getöne des dritten Läutens, traten feierlich daher die junge Minna, weiß gekleidet gleich einer Priesterin, sich holdselig verneigend links und rechts gegen alle Nachbaren und Nachbarinnen; an ihrer Seite Base Pold im rauschenden Blumenstoff, mit ernster, majestätisch-stolzer, frommer Miene, und mit dem Triumpf im rothen Gesicht, wie alle Nachbaren sich so tief verneigten, und ihren Dank abwägend nach Stand und Würden, aber Niemanden versäumend. Hinter ihnen schritt Herr Samuel, den feinen Kastor in

der linken Hand, das ächte Rohr mit Gold beschlagen, in der Rechten, sich menschlich freuend über den Sonntagsputz seiner armen Nachbaren, und mit lauter Stimme grüßend, wen er kannte.

Gott segne die Leutchen! sagte manche Stimme leise hinter ihnen her, und öffnete die Pforten der himmlischen Gnade ihren Gebeten dadurch. Aber Minnen war es heute nicht gegeben, zu beten, als nur das Eintrittsgebet hinter ihrem Fächer. Sie nahm ihre Stelle hinter dem verschleiernden Gitter, Base Pold hinter dem offnen Fenster, um neben dem Gottesdienste auch Weltdienst mit Betrachten der Menschen zu treiben. Herr Samuel stand, wie er die ganze Zeit stehen wollte, den Blick auf die Kanzel gerichtet.

Minna mit gefälliger Geschäftigkeit schlug der Base Pold den Gesang auf, der angezeichnet war, dann sich selbst. Aber auf dem ersten Verse des Gesanges war ein Zettel mit einer Nadel befestigt, und auf dem Zettel standen die Worte mit Blei-

stift geschrieben: „Moritz, meine liebe Minna, grüßt Dich! Gieb mir Antwort, und schweig!“

Erst fuhr eine Todtenblässe und ein Fieberfrost über Minna's Gesicht und Glieder; dann tauchte sich das schöne Gesicht in den Purpur der Liebe. Das Herz in der unschuldigen Brust fing an zu schlagen. Sie hatte das Herz nicht, das Auge durch das Gitter zu werfen. Sie meinte, Moritz könnte vor ihr stehen. Sie hob leise die schönen Wimper empor, und das blaue Auge sah scheu umher; dann dreister, dann suchte es den Geliebten; es fand ihn nicht.

Da hob der Gesang an, und in frommer Unruhe schlug ihr Herz jetzt doppelt, daß sie Töne sang ohne Gedanken. Sie zog ihr Etui endlich hervor, da der Prediger nahe an Hersagung seines Thema's war, um das Thema, nach ihres Hauses Sitte, aufzuschreiben. Sie zögerte heute vorsätzlich damit; denn sie fühlte den Entschluß, heimlich Moritzen auf sein Zettelchen

telchen eine Antwort zu schreiben, wenn sie das Thema schriebe.

Sie schrieb zitternd und unruhig das Thema, und dann, schrieb sie, mit bittern Gewissensbissen, auf Moritzens Zettel: „Ach, Moritz, ich grüße Dich. Ach!“ Minna.

Das zerstreute sie noch mehr. Sie wollte sich sammeln, Acht geben. Aber sie hörte nur die stoßenden hohlen Töne der Predigt, und dann gar nichts. Sie sah den Klingebeutelträger starr an; er mußte sie dreimal beklingeln, und doch hätte sie bald ihren Fächer statt des Geldes in den Beutel geschoben.

Base Pold machte ein kleines Verzeichniß von den fehlenden Personen, und von neuen Kleidern; Herr Samuel horchte auf die Predigt; Minna hätte viel mehr thun können.

Die Gesangbücher blieben bis nach Tische liegen, wo die Dienerschaft in die Kirche ging, und ihre Bücher dann mitbrachte. Sie steckte das Zettelchen fest, hakte das Buch zu, verbarg das glühende

Gesicht betend hinter den Fächer, und sorgend für den Zettel ging sie zitternd zu Hause.

Minna las ihr Thema am Tisch ab; aber auf etwas weiteres ließ sie sich heute nicht ein. Ihr Busen war beklemmt. Sie mußte weinen, wenn Therese sie in die Arme nahm; und doch ging sie zuweilen wie auf den Flügeln der Lüfte, so leicht, so rein froh fühlte sie sich.

Sie lag recht oft im offnen Fenster; und kam eine Jünglings-Gestalt, die sie nicht kannte: so klopfte das Herz, so glühete die Wange, so — ach, er war es nicht! Moritz ließ sich nicht sehen. Sie erwartete mit froher Angst den vierzehnten Tag, ihren Sonntag.

Sie trat in den Stuhl, sie sah das Gesangbuch geschlossen da liegen. Sie wendete sich ab, um es zu öffnen. Sie fand einen unversiegelten Brief, den sie nicht lesen konnte. Sie schaffte ihn über die Seite.

Himmel, wie langsam ging heute die Orgel! Und Kirchenmusik dazu! Die Pre-

digt dauerte ja ein Jahr lang! Und die Abkündigungen, wozu Base P o l d sich allemal zurecht setzte, nahmen kein Ende. M i n n a lief auf dem Rückwege als wäre sie nicht bei sich, sagte die Base, und nun, hinter drei verschlossenen Thüren, zog sie den Brief hervor und las:

„Ich bin wieder hier, liebe M i n n a! in Deiner Nähe, und es ist mir wieder wohl. Ich ging aus Deines Vaters Hause mit Haß und Zorn; aber wie ich an der Ecke Dein Fenster sah, in dessen Scheiben der Mond sich so freundlich spiegelte, als wäre es das einzige Stübchen in der ganzen Gasse, wohin der stille, sanfte, leuchtende Weltkörper seine schönen Strahlen werfen möchte, da schlug ich in mich. Ich sah zu Dir hinauf, und sagte: o, laß deinen sanftesten Strahl auf ihr sanftes Herz fallen! Erleuchte du ihr ganzes Leben mit dem stillen Glanze der Ruhe, der Freude! Ach, warum soll ich wie ein böser Geist mit meiner Liebe zwischen sie und ihren Vater treten! Ich will sie lieben, und sie soll es nicht wissen.“

„Sieh, Minna, da sagte ich Dir ewig: Lebe wohl! und ging nun traurig, mit bittern Thränen und Schluchzen, dem Wagen nach. Da beschloß ich als Soldat nach Indien zu gehen; denn es war mir immer, als zöge eine unsichtbare Hand mich nach Hamburg zurück. Aber hätte ich auch die halbe Erde und das Weltmeer zwischen uns gelegt: es wäre ja dasselbe gewesen.“

„Ein Unglück zerstörte meinen Plan. Aber ich ging nach Holland, und ich vergaß Dich nicht. Ich habe eine Reise gemacht nach Nordamerika. O, wie das Weltmeer auf meinem Rücken lag, da rief ich: nun werde ich sie vergessen! Ach, aber derselbe Mond, dieselbe Sonne, dieselben Sterne leuchteten auch dort, und erinnerten mich an Minna. Ich ging mit einem Engländer in die Wüsten der Wilden; aber im gewaltigen Sturze der Wasserfälle hörte ich Deinen Namen rauschen; in der lautlosen Stille der unermeßlichen Wälder trugen Geister Deinen Namen auf ihren leisen Flügeln in mein

Ohr, in meine Seele. O, könnte ich die Gränze unserer Erde verlassen, zöge ich dahin, wo der Strahl unserer Sonne nicht mehr leuchtet, athmete ich an den Gränzen der Schöpfung: so würde mein Blick dennoch die Erde suchen, Dein mond-erleuchtetes Fenster; mein Athem würde nur Deinen Namen seufzen; Dein blaues Auge würde nur mein Himmel seyn, Dein Lächeln mein Frühling, Deine Stimme die frohe Stimme des Lebens in der Natur, Dein pochendes Herz mein Weltgeist, der alles belebt; auf Deiner Stirn steht mein Schicksal, Deine Augen sind die Sterne meines Glücks, in Deiner Liebe liegen die Keime meines Lebens verborgen. O, rief ich und sank in der Wüste auf die Knie: laß mich sie wieder finden, Geschick, oder laß mich hier mein Grab finden!"

„Ich fliege zu Dir zurück. Ich bin hier. Ich schreibe an Dich. Ich betrachte mit Freude die Züge Deiner Hand. Ich habe Dich gesehen, Minna, auf dem Kirchwege. Ich zitterte, ich war außer mir."

„Du wärst der erste Mensch, der sich meiner annahm, da ich verlassen auf Eurer Treppe mich ausruhete. Ja, o Minna! ich kann nicht ohne Dich seyn!“

„Den Dienstag um zehn Uhr Abends gehe ich unter dem Komptoirfenster durch. O, hast Du Deinen Moritz noch nicht vergessen: so reiche mir Deine Hand eine Antwort durch das Fenster. Dank sey der Ordnung und den Uhren Deines Vaters! Alle sind sie aus dem Komptoir oben. Du nicht.“

„O Minna, Minna, wenn ich vorüber ginge, und das Fenster wäre verschlossen! — dann, o dann! — dann höre Dein Ohr nie wieder den Namen Moritz! Dann höre dieses Herz auf zu schlagen in einer menschenleeren und lautlosen Wüste!“

„Minna, Minna, Abends um Zehn! Das Fenster ist niedrig. Niemand ist da, als ich und Du, und unsere Liebe!“ Moritz.

Diese Worte las Minna. Unendlich bewegt von der Liebe des Jünglings,

öffnete sich das warme Herz, und die Liebe zog durch lauter Triumphpforten in die Seele des Mädchens, und unbekannte Geisterstimmen erklangen in ihrem Innern, und hohe Gefühle erhoben ihren Geist. Das enge Leben breitete sich in ihrer Seele zur Unendlichkeit aus; die Freude warf die irrdischen, welkenden Rosen von dem Haupte, und eine himmlische Hand kränzte ihre Freude mit unsterblichen Blüthen einer schönern Welt, mit ewigen Sternen, und reinem Licht.

Sie war wie neu geschaffen, sie richtete sich hoch empor über das Leben, über die Erde, über das Schicksal. In ihrem Herzen sprudelte eine lebendige Quelle den stillen ewigen Strom einer himmlischen tugendhaften Ruhe hervor. Sie faßte ein fremdes Leben, und machte es zu dem ihrigen. Sie umfaßte ihren Freund, und schwor, für ihn zu leben, und nur in seinem Glück das Glück ihres Seyns zu finden. Sie stand da groß mit der Allmacht der Liebe in ihrer Brust; aber doch hingen in den Augen Thränen

einer weichen Wehmuth, einer düstern Ahnung. Solche Thränen, so bitter, so süß, hatte sie nie vergossen!

Sie las den Brief wieder. Sie verstand jedes Wort, jeden Gedanken, der ihr vorher so fremd war. In ihrer Seele wurde eine lichte Welt voll großer Gedanken, voll stolzer Gefühle. Sie legte den Brief auf ihr Herz; dann nahm sie die Feder, und schrieb:

„Ich athme den Frieden des Himmels, Moritz! das Leben ist unendlich, die Welt auch! Und größer doch, reiner, unendlicher ist Deine Liebe und meine. Es ist, als umringten mich Geister, als verstände ich ihre Stimmen, im Säuseln der Luft, im Rauschen des Stromes; als hätte ich Flügel an den Schultern, und schwebte auf Morgenröthen, Dich zu suchen, in den weiten Räumen des Himmels, als streuten Engel Rosen, unverwelkliche Rosen, auf mich herab, auf Dich!

„Ich breite meine Arme aus, Du Deine. Wir fliegen einander entgegen,

und wir versinken in einer Morgenröthe, in dem Meer der Liebe, und eines unaussprechlichen Glücks."

„Den Dienstag! o den Dienstag! Um Zehn. Um Neun stehe ich schon am Fenster, und wenn ich Dich dann sehe, o wenn mein Herz nur die klopfende Freude erträgt! Denn, Moritz! schon jezt, o schon jezt klopft es, und stockt, und der Quell des Bluts brennt durch meine Adern, und stockt wieder, und heiße Thränen tropfen aus meinen Augen, und Wehmuth und Wonne, Sehnsucht und Liebe dringen stürmend zum schwachen Herzen, bis ich vergehe. Aber ich fliege zu Dir. Du wirst alles heilen.

Minna."

Da hast Du das Wunder der Liebe, Regina, das der Lüstling gern läugnen möchte, weil ihm die Liebe nichts ist, als eine verächtliche Begierde. Er giebt nur zu, daß die Liebe listig macht; ja, in einer unreinen Seele. Eine reine Seele wird von der Liebe über das Leben hoch erhoben. Die heiligen Geheimnisse des Le-

bens, der Zukunft liegen hell vor den liebenden Herzen da. Ach, Regine, wie könnte man einen Menschen so unendlich lieben, wenn nicht der Kranz der Liebe die Unendlichkeit wäre! wie könnte man — ohne Hoffnung, wie ich — Nein, ich habe nicht nöthig zu erröthen! nein! nein! Ich fahre fort.

So schreibt Minna; nach ein paar Minuten voll Geschäften kommt's ihr selbst ein wenig bedenklich vor, so ihm zu schreiben. Aber sie kann es wieder nicht über sich erhalten — die schöne, reine Seele — etwas zurück zu behalten, was ihm bestimmt ist. Sie hält den Brief schon für sein Eigenthum. Mit Herzpochen stellt sie sich an's Fenster. Die Glocken schlagen. Da kommt Jemand. Er ist's! er ist's! Sie kennt ihn an seiner Stimme, mit der er Minna in's Fenster zischelt. Ein Moment. Er hat den Brief, sie einen Zettel. Er ist verschwunden.

Der Zettel bittet sie, nur alle Dienstage und Freitage im Fenster zu stehen,

um seine Briefe zu erhalten, um ihm zu antworten.

Minna, um ihr Versäumniß am Sonntage wieder gut zu machen, geht in die Wochenpredigt. Ein junger Mann predigt von dem Werth des häuslichen Friedens. Minna ist heute ganz Aufmerksamkeit, und die Predigt ergreift ihr Herz gewaltig. Denn sie, sie muß sich's gestehen, ist auf dem Wege, den häuslichen Frieden ihres Hauses zu stören. Mit einer einfachen Beredsamkeit, die immer eindringt, zeigte er, daß fast kein Opfer für die Erhaltung des häuslichen Glücks zu groß, daß nur allein Wahrheit und Tugend größere Güter wären. Aber eine geliebte Leidenschaft, setzte er hinzu, verbirgt sich oft hinter der erhabenen Engelsgestalt der Tugend, so daß wir nicht vorsichtig genug seyn können, uns nicht von ihr täuschen zu lassen.

Jedes Wort, was er sagte, war ein brennender Pfeil in Minna's Seele, und sie redete zu Hause so viel von dieser Predigt, daß ihr Vater sie sich von dem

jungen Prediger zum Lesen ausbitten ließ. Minna las sie ihrem Vater vor, las sie allein, und ihre Liebe gegen Moritz gab ihr den Heldenmuth, ihre Leidenschaft vor den Richterstuhl der Vernunft zu ziehen, und der Wahrheit.

Sie bat in einem rührenden Briefe ihren Freund, ihr sein ganzes Leben zu erzählen, ihr gar nichts zu verhehlen. „Denn, Moritz, ich will den Frieden meines Vaters nicht stören. Mein Vater ist gut, er liebt mich wie das Licht seines Lebens, er trägt mich im Herzen. Sein Freund, Herr Hoppe, liebt Dich und mich. O laß mir die Freude, daß ich meinen Vater mit Dir versöhnen kann!

„Eher schreibe ich nicht wieder, ehe ich nicht Dein Leben kenne. Dein Herz, Moritz, kenne ich. Ich werde nie aufhören, Dich zu lieben; ich würde Dich lieben und vergehen. Schreibe mir bald!

Deine Minna."

Nach acht Tagen erhielt sie von Moritz den ersten Brief. Ich schreibe Dir sie ab, der Reihe nach, wie Minna sie

erhalten hat. Sie brachte sie mir in einer schönen Nacht, sie feierte Moritzens Geburtstag. Alles ist mir dunkel, alles ein Räthsel. Lies und staune.

Moritz an Minna.

O Minna, auch Du? auch Du?

Doch ich will nicht einmal fragen, was Deine Absicht ist; mag sie seyn, welche sie will: ich werde Dir schreiben, wer ich bin; wie ich wurde, was ich bin, ganz einfach; mein Leben werde ich Dir beschreiben.

Mein Vater that mich, da ich zwölf Jahr alt war, um den wilden Knaben aus den verführenden Verbrechen Londons zu entfernen, zu Herrn Maitland, der nahe bei Lankaster auf einem Dörfchen wohnte. Da ich den Mann zum erstenmal bei meinem Vater traf, schien er mir ein Engel zu seyn; zwar trug er den braunen Rock, und den gro-

ßen Hut der Quäker; aber er schien mir lange nicht so streng, so ernst, wie die Uebrigen von seiner Sekte, an der mein Vater schon lange hing.

Er redete vollkommen deutsch und englisch. Er hatte die Achtung seiner Sekte, und auch aller seiner Bekannten, von der bischöflichen Kirche.

Ich ging gern mit ihm, so angenehm wußte er mir das Leben vorzumahlen, was ich in seinem Hause führen sollte. Mein Vater hatte für mich bestimmt, ich sollte in den alten Sprachen unterrichtet werden, und es wurde eine große Summe für mich bezahlt.

Kaum war ich in sein Haus eingetreten, da fühlte ich mich wie in einem Kerker. Es waren hier noch ein paar Knaben von meinem Alter; aber ihr Anblick erfreute mich nicht. Der eine grinsete mich an mit schieligen, listigen, lauernden Blicken; der andere stand mit gläsernen Augen ohne Leben wie eine Holzpuppe vor mir.

Ein finsterer Ernst, den Maitland Religion nannte, herrschte im Hause, und ein Geiz, der mir, bei dem freigebigsten, großmüthigsten Mann bis jezt erzogen, unerträglich war. Traurig sah ich ein paar Tage hindurch mein Leben an; dann aber schrieb ich an meinen Vater, aber nie erhielt ich Antwort, als einmal einen Zettel von seiner Hand, worin er mich einen Bösewicht hieß, den er enterben würde, wenn ich nicht Herrn Maitland gehorsam wäre.

Ich sah daraus, daß meine Briefe untergeschlagen waren. Ich war schon ein Jahr hier. Ich lebte ganz, ganz einsam. Denn der eine der Knaben war ein Bube, der Maitlanden bestahl, der ihm tausend boshafte Streiche spielte, und die Schuld dann listig auf einen von uns andern beiden schob, da er mich nicht gewinnen konnte. Maitlands Strafen waren barbarisch, entehrend! O, liebste Minna, ich weiß noch nicht, wie ich in dem Hause dieses Heuchlers nicht ein

Bösewicht, oder sein Mörder geworden bin.

Ich wurde es nicht; denn ich fand ein Herz, das Mitleiden mit mir hatte. Maitland hatte eine Nichte, die etwas jünger war als ich. Er mochte Ursach haben, sie nicht so strenge zu halten, als uns andere; auch mußte sie, so jung sie war, seine ganze Haushaltung führen. Diese erbarmte sich des verlassenen Knabens. Sie warf mir, wenn sie vorüber ging, einen freundlichen Blick zu, sie steckte mir vor Tische ein Stück Brodt mit Fleisch zu, sie reichte mir zuweilen ein Glas Wein.

Es war, als hätte sie errathen, daß ich Anstalt machte, davon zu laufen. Mein Vater war gestorben, und sein Testament hatte mich bis zu meinem achtzehnten Jahre Herrn Maitlands Aufsicht anvertraut.

Sie trat einmal zu mir, mit dem sanften, freundlichen Gesicht, da Niemand als wir im Hause waren. „Lieber Moritz,"

ritz," sagte sie — „o unterlassen Sie ja, was Sie ausführen wollen!"

„Gott, liebe Sophie," rief ich — „Sie wissen, daß ich entschlossen bin —"

„Entschlossen, sich oder Jemand anders unglücklich zu machen. O thun Sie es nicht, Moritz! Sie wissen nicht, was ich zu leiden habe. Sie sind der Einzige, dem ich vertrauen mag, den ich im Fall der höchsten Noth zu meinem Retter machen kann. Sie wollen das Haus verlassen?"

„Ja, Sophie," sagte ich unter stürzenden Thränen des wildesten Hasses, der Verzweiflung. „Ich muß das Haus verlassen, oder den grausamen Tirannen ermorden."

Sie sah mich traurig an. „Und ich," sagte sie, die Hände zusammen schlagend — „wer erbarmt sich meiner? Braun" — so hieß der listige Spitzbube, der mit mir erzogen wurde — „ist ein Bösewicht; ach schlimmer vielleicht, als Maitland selbst!" Sie verhüllte die weinenden Augen.

„Ich bleibe!" rief ich gerührt — „ich bleibe, Sophie!" ob ich gleich nicht errathen konnte, worin ihr Leiden bestehen müßte.

Auf einmal entstand eine Unruhe in unserm Hause. Maitland, trotz seines großen Hutes, ohne Knopf, den er nie abnahm, trotz seiner kleinen Schuhschnallen, trotz seinem Du, womit er Jeden anredete, wurde auf einer Zusammenkunft der Gemeinde ausgeschlossen; und es war sogar die Rede davon gewesen, ihn förmlich anzuklagen. Sein Verbrechen erfuhren wir nicht ganz, aber er hatte sich durch Wucher bereichert, das Vermögen einiger Waisen durch Betrügerei sich zugeeignet.

Er mußte sich retten. Braun konnte ihn verlassen, wenn er wollte. Er blieb freiwillig in der Sklaverei bei Maitland, der nach Deutschland gehen wollte. Ich begriff ihn nicht, Sophie seufzte. Wir zogen nach Oldenburg. Maitland hatte mir durchaus verschwiegen, wo mein Oheim, Dein Va-

ter, wo Herr Hoppe, der alte Freund meines Vaters lebte. Ach, ich war schrecklich verlassen; aber ich hatte ja Sophien versprochen, zu bleiben! Ich blieb. Hier in Deutschland besuchte Maitland alle Kirchen, alle Geistliche, über deren Einfalt er in unserer Gegenwart spottete.

O Minna, Minna, oft hob ich schon die Faust, um dem Heuchler, der sich uns nicht mehr verbarg, an die Kehle zu fahren. Maitland erwarb sich hier das Vertrauen der redlichsten Männer. Er trieb sein altes Geschäft, Wucher und Betrügereien, und man betete ihn als einen Heiligen an.

Nach und nach wurde Braun sein Vertrauter; durch diesen, der ihn verrieth, erfuhr ich die Heuchelei, die furchtbare Niedrigkeit von Maitlands Charakter.

Auf einmal erhielt ich mehr Freiheit, einen bessern Unterricht, sogar Taschengeld, bessere Kleider. „Narr," sagte Braun, da ich über diese Großmuth er-

staunte — „siehst Du denn nicht, daß der alte Satan sich fürchtet? Dein Jahrgeld ist verdoppelt, Deine Verwandten könnten ja sich nach Dir erkundigen! Sieh mich! Er hat nicht das Herz mehr, mich zu quälen. Denn ich habe mit meiner Tante gedrohet. Ich habe den Alten fest an Ketten, wie er sonst mich.“

„Aber warum gehst Du nicht?“ fragte ich.

Er drehete sich auf den Hacken herum, pfiff und lachte. Das war seine Antwort.

Niemand mehr von uns war betrübt, als allein Sophie. Sie schwamm in Thränen, deren Ursach sie nie gestehen wollte. Aus einzelnen Worten, aus ihrem Erröthen errieth ich ihre Noth. Der Teufel, Maitland, war ihr Liebhaber, und noch mehr. Sophie liebte einen Herrn von Dorsten, der in unserm Hause aus- und einging. Er hatte von Maitland sein Geld zu heben.

Dorsten war ein reicher, sanfter Mensch, er war mein Freund. Er war zwar älter als ich. Er liebte mich unbe-

schreiblich, und endlich entdeckte er mir seine Liebe, und Sophiens Leiden.

Aber er zitterte mehr vor Braun als vor Maitland. Denn Braun liebte Sophien auch, ohne es ihr zu sagen. Er war nur freundlich gegen sie, er schmeichelte ihr nur, er suchte nur ihr Vertrauen zu gewinnen.

Ich schlug Sophien und Dorsten vor, ich wollte mit ihr Maitlands Haus verlassen, ich wollte sie zu ihrer Verwandtin bringen, auf deren Kosten sie in Maitlands Hause wohnte; aber diese Verwandtin, warf mir Sophie ein, war so von Maitlands Frömmigkeit überzeugt, daß von dieser Seite gar keine Hoffnung war, sie zu retten. Dorsten war abhängig von seiner ahnenstolzen Familie, die auf keine Weise in seine Verbindung mit einer Bürgerlichen willigen würde.

„Hast Du nicht Arme, Dorsten? kannst Du nicht arbeiten?“ rief ich hundertmal. „Hast Du nicht mich? Sprich, würde ich nicht alles, was mein ist, mit

Dir und Sophien theilen? Mit Sophien, o mit Sophien, die mein Engel war, die Freundin dem Verlassenen?" Er war zu furchtsam, er scheute den Zorn seiner Familie.

Endlich erbarmte sich Sophiens Verwandtin. Sie kam, Sophien abzuholen. Maitland war ein Engel, ein Heiliger in der frommen Frauen Gegenwart. Sie traute ihm mehr als je. Ich sagte Sophien Lebwohl. Sie hatte nichts als Thränen, und — ja, liebe Minna! Dir kann ich's sagen! — die Hoffnung auf meine Freundschaft. Ich schwor ihr und Dorsten im lezten Augenblicke, da sie sich allein sahen, mein Leben für ihr Glück hinzugeben. Ich habe sie nicht wieder gesehen.

Kaum war sie fort, da fiel ich in Dorstens Arme. „Ich hatte von einem Advokaten in Oldenburg erfahren, wo Dein Vater wohnte. Ich steckte mein Geld ein. Ach, wie ich entschlossen war, zu gehen, da überfiel mich noch einmal der Haß gegen meinen Peiniger!

„Nein,“ rief ich, und riß mich aus Dorstens Armen — „ich muß dem Kerl, dem Teufel, die Kehle zuschnüren, ehe ich gehe.“ Er beschwor mich bei unserer Freundschaft, still zu gehen, und so ging ich den Weg nach Hamburg, mit glühendem Haß erfüllt gegen alle Scheinheiligkeit, mit Schwüren, immer offen, immer wahr zu seyn, mit dem heißen Entschlusse, für meine Freunde alles aufzuopfern, und mit heißem Abscheu gegen alle Gebundenheit und Zwang.

O Minna, da ich auf dem freien Felde war, und endlich mein eigener freier Herr; da ich die erste Nacht in einem Heuhausen zubrachte aus Furcht, man möchte mir nachsetzen; da ich den Morgen erwachte, als die Sonne aufging, und ich nun zum erstenmal nicht knieend mein langes Gebet herplappern durfte: da drangen Thränenströme gewaltsam aus meinen Augen; von dem hohen Gefühl der Freiheit ergriffen, sank ich dennoch auf meine Kniee, in den Thau beugte ich meine Stirn, und betete mit heißer In-

brunst zu Gott, und wiederholte meine Schwüre alle, und dann ging ich nach Elsfleth zu, nach der Weser.

In fünf Tagen war ich in Hamburg. Ich saß auf der Treppe bei meinem Oheim durstend, hungernd; da erschien ein Engel, und der Engel hat mir den Himmel aufgethan, und der Engel bist Du! Minna, Du!

O, warum stellst Du mich auf die Probe? Doch, Du willst, und ich gehorche Dir, allein nur Dir!

Moritz an Minna.

Ich schreibe Dir wieder, liebe Minna, um Dir mein ganzes Herz zu zeigen.

Wie ich in Deinem Hause war, das weißt Du! Du, o Du allein hieltest mich! Ich habe Deines Vaters Bürgertugenden nie verkannt. Ich habe sein reines Herz geehrt, das sich jedem Unglücklichen öffnete. Aber Maitlands harte Ketten

haben meine Arme durchgerieben; konnte ich dafür, daß die leichten Bande der nach der Uhr rollenden Geschäfte, die Dein Vater in die blutenden Wunden der Ketten legte, mich schmerzten? Konnte ich dafür, daß er die frohen Bewegungen des Gefangenen, der aus seinem Kerker erlöst ist, für das Taumeln eines Betrunkenen hielt? Konnte ich dafür, wenn ich mich von dem Heuchler Denhard beobachtet, verfolgt, ausgespäht sah? O, dieses Mißtrauen! Ach, ich habe Deinem Vater mehr zu verzeihen gehabt, als er mir!

Ich liebte Dich, Minna! Du warst ein Kind. Ach, Du verstandest meine Blicke nicht, nicht meine Worte; aber Dein Herz eilte Deinen Jahren vor, und was Dir Dein Alter an Liebe versagte, das ersetzte Dein rührendes kindliches Vertrauen, Deine Freundlichkeit, Deine Sorge um mich, für mich. O, tausendmal schwor ich heimlich: ich will sie ewig lieben, und ewig glücklich machen!

Da verließ ich Euer Haus. Der Wagen brachte mich nach Harburg. Ich ließ hier meine Sachen und flog mit großer Eile nach Oldenburg, um Dorsten zu sehen, um zu erfahren, was Sophie, meine theure Sophie, machte.

Ich kam zu Dorsten, ich fand ihn in Verzweiflung; denn seine Sophie war ihm so gut wie verloren.

Braun, der Bösewicht, der noch immer in Maitlands Hause war, hatte dem Heuchler eine Summe Geld versprochen, wenn er es dahin bringen könnte, daß Sophie ihm ihre Hand geben müßte.

Maitland machte den höllischen Akkord richtig, und er schlug der Verwandtin Sophiens diese Verbindung vor, mit dem Zusatze, Sophien für jetzt noch alles zu verschweigen, besonders da Braun noch zu jung sey, um die Verbindung sogleich zu vollziehen.

Maitland hatte den jungen Bösewicht als einen wahren Heiligen der Ver-

wandtin herausgestrichen. Sie sprach ihn selbst, und Braun nahm mit einer heuchlerischen Frömmigkeit die Frau so ein, daß er es wagen durfte, ihr seine Liebe zu Sophien zu gestehen. Sophiens Verwandte macht dem jungen Menschen Hoffnung, sobald er irgend ein Gewerbe mit Glück treiben würde, und Braun tritt mit Maitland in eine kaufmännische Verbindung; Dorsten wußte nicht recht, wer dabei den andern überlistete.

Sophie zitterte; denn Braun suchte sie in dem Hause ihrer Verwandtin auf, und an der Aufnahme, die er erhielt, sah sie ihre Zukunft. Die Verwandtin erklärt endlich ihrer Nichte, daß dieser junge Mensch nach einigen Jahren ihr Mann werden soll.

Sophie wirft sich ihr zu Füßen; mit Strömen von Thränen stellt sie ihr vor, daß dieser Braun ein listiger Bösewicht sey, ein Heuchler, ein ausschweifender Verführer von mehreren Mädchen; sie beschwört ihre Tante, sich nur in Lankaster nach Herrn Maitlands Cha-

rakter erkundigen zu lassen, um endlich zu erfahren, mit welchen Bösewichtern sie zu thun habe.

Die Tante kreuzet sich, und wendet sich ab, um nicht die Lästerungen zu hören, womit der frömmste Heilige hier verleumdet wird. Denn Maitland hat alles schon vorher bedacht, alles schon für dieses Geständniß der Nichte eingerichtet.

Die Tante hat ja alle Briefe gelesen, kennt ja die Verfolgungen der Unmenschen, denen denn endlich der sanfte, christliche, vergebende Mann hat entfliehen müssen. Sie heißt voll Zorn ihre Nichte aufstehen. Sie wirft ihr zürnend ihre Verbindung, eine Liebe gegen den Menschen vor, den Maitland hat aus seinem Hause entfernen müssen.

Die Tante meinte mich.

Die Nichte beschwört sie, nur so gütig zu seyn, Einen Brief ihrentwillen zu schreiben; aber dieser gleisnerische Schleicher hatte die Frau fest in seinen Banden.

Zum Glück hat die fromme Frau Grundsätze gegen die Heirath eines

Frauenzimmers vor dem zwei und zwanzigsten Jahre; und Sophie war erst neunzehn.

Das erzählte mir Dorsten. Noch einmal rufe ich und falle in Dorstens Arme: „Sieh Dorsten, ich habe hier tausend Mark, und für sechstausend andere in Papieren steh' ich Dir. Fasse Deine verlassene Geliebte in Deine Arme und entreiße sie dem heillosen Unfalle, die Frau eines Bösewichts, ja, eines wollüstigen Bösewichts zu werden!"

Er fiel an meine Brust; aber mit einem bleichen Gesicht sagte er: „Wohin soll ich fliehen?"

„Ist denn Oldenburg," rief ich unmuthig: „ist denn Deutschland, Europa die Welt?"

Er sah mich an. Ich fuhr fort: „in drei Jahren bin ich mündig. Ich bin reich. Oder zweifelst Du an mir?"

Aber ach, Minna, ich konnte dem weichen Herzen keinen Muth einhauchen! Er liebte Sophien, er hätte sein Leben für sie in Seufzern, in Thränen ausge-

haucht; aber nicht in Blutwellen. Er zitterte vor der Entscheidung, vor einer Fahrt über das Meer, die ihn und die Geliebte in Sicherheit brachte.

„Wir müssen,“ sagte er, „der Tante Sophiens erweisen, daß Maitland ein Bösewicht ist.“

„Aber wie denn? wie sollen wir das?“

Er fiel trostlos in meine Arme. Er konnte nicht sagen, wie. „So weiß ich es, wie!“ rief ich, und mein Entschluß war gefaßt.

Maitland brachte jeden Sonntag Abend und Nacht auf einem Landhäuschen zu, mit Einem Menschen, man glaubte, um in der stillen Einsamkeit zu beten; ich wußte es besser, um seine geheime Wucherkorrespondenz ohne Zeugen zu führen. Ich ließ mir das Haus zeigen. Ich pochte eine Nacht an, ein alter Kerl, den Maitland aus England mitgebracht hatte, und der mir zu allem ergeben war, bewohnte es. „Kennst Du mich noch, Dik?“ fragte ich.

Der Mensch war vor Freuden außer sich. „Dik," sagte ich: „wie kannst Du immer noch dem Teufel dienen? Ehrlicher Dik, er bringt Dich in die Hölle, glaube mir!"

Der Kerl jammerte laut; aber sein kleines Vermögen, das er in dreißig Jahren erspart hatte, stand bei Maitland. „Ich kann ja nicht von ihm, Moritz, liebster junger Herr, ich kann nicht!"

„Wenn ich Dir Dein Geld schaffe, Dik?"

„Dann gehe ich mit Ihnen an's Ende der Welt."

„Ich schaffe es Dir, ehrliche Seele, und Du sollst bis an Deinen Tod bei mir bleiben, und es gut haben bei mir."

„Aber wozu sind Sie hier, Herr Moritz? wozu? Denn daß Sie hier nicht des Spaßes willen sind —"

„Begreifst Du leicht, Dik! Du kennst den Braun, Dik!"

„Ein noch schlimmerer Teufel, als der Alte. Ich zittre, wenn ich seinen Namen höre."

„Du kennst Sophien, Dik!“

„O Herr, Herr! Gottes Engel mögen um ihr Lager her stehen: so bewachen Engel einen Engel.“

„Diese Sophie, die Dir wohlthat, Alter, die mir wohlthat, will Dein Herr verkuppeln.“

„O weh!“

„An Braun!“

„Das leid' ich nicht, und sollte ich ihn erdrosseln.“

„Er thut's doch, wenn wir sie nicht retten, Dik, ich und Du!“

Der Alte legte seine Hand auf eine Bibel in Folio, die aufgeschlagen da lag: „Bei dem Worte Gottes schwöre ich, ich thue, was Sie wollen.“

So wollte ich ihn haben, den alten, ehrlichen Mann, der Sophien unendlich liebte.

Wir brachen im Zimmer Maitlands hinter der Tapete eine Bretterwand weg, so daß ich aus der Küche in sein Zimmer treten konnte hinter der Tapete hervor. Ich sagte dem Alten meinen Anschlag.

Der

Der Alte schlug jauchzend in die Hände, da er ihn hörte. „Da kann ich Ihnen helfen; denn ich kenne des Teufels Geheimnisse alle, ohne daß er es weiß.“

„Er heißt nicht Maitland, sondern Thaddäus Wolf. Das weiß kein Mensch, als ich; unter dem Namen beging er in Deutschland ein Verbrechen, das ihn nach England trieb.“

Der alte Dik entdeckte mir von der geheimen Geschichte dieses Teufels in Menschengestalt furchtbare Geheimnisse, die ihn mir noch abscheulicher machten. Aber alle, alle waren sie so heimlich getrieben, daß eine Anklage nicht darauf gegründet werden konnte. Aber mein Plan stand fertig in meinem Kopfe.

Er wurde ausgeführt, o mit halbem Glücke! Er kam den Sonntag Abend in das Häuschen. Ich stand schon in meinem Winkel hinter der Tapete. Das Häuschen enthielt nichts als die Küche und Maitlands Zimmer, mit seinem Bette.

Da Maitland das Haus verriegelt, die Fenster mit Laden verschlossen, das

Haus durchsucht hatte, Dik nun gehen mußte, öffnete er das Schränkchen, und zog aus den doppelten Rücken des Schranks seine Bücher und Papiere zum Rechnen. Er setzte sich, nachdem er noch einmal nach dem Riegel der Thür gesehen hatte.

Ganz vertieft saß er da, sich immer links wendend, um eine Rechnung auszuziehen, den Rücken nach mir her. Leise trat ich hervor, in ein weißes leinenes Tuch phantastisch verhüllt, über dem Gesicht eine weiße Maske, gut gemacht, ernst und kalt schauend.

Ich, auf jede seiner Bewegungen gefaßt, schlich leise an seine rechte Seite, und ich setzte mich, da er lange den Kopf links wendete auf seine Rechnung, auf einen Stuhl an seiner Seite, das weiße Gesicht ihm zugedreht. Ich hielt eine Feder in der Hand, als schriebe ich auf eine Tafel.

Er hob den Arm, um ein Buch rechts zu holen, und er starrte mir in das starre

weiße Gesicht, sprang mit einem Geschrei auf, und stürzte dann nieder.

Ich hörte nun den alten Dik das Seil an die Thür legen, damit er nicht entwischen konnte. Noch ein paar Schreckensgeschreie stieß er aus, wenn er aufsah. Ich hielt das große gläserne Auge in meiner Larve auf ihn fest.

„Dik! Dik!“ schrie er jezt aus Leibeskräften.

„Der hört Dich nicht, Thaddäus Wolf!“ sagte ich mit deutlicher, langsamer, verstellter Stimme. Dieser Name Thaddäus Wolf betäubte ihn völlig. Er legte die Hände auf die Augen, und rief: „Dik!“

„Der hört Dich nicht, Thaddäus, und sprächest Du mit der Stimme des Donners: er hört Dich nicht. Was zitterst Du, Kamerad? Du, des Teufels Spießgesell, hast nicht das Herz, mir in's Gesicht zu sehen. Du schreibst Deine Rechnung, ich habe Deine auch geschrieben. Hör an! hör an, ob ich Dich kenne! Wolf, höre!“

Er hob sich an dem Tische empor, und wollte schwankend an die Thür; aber er hatte die Kraft nicht dazu. Er sank in einen Armstuhl. „Verstehst Du mich?“ fragte ich, ohne mich zu bewegen. „Verstehst Du mich, Wolf?“ sagte ich noch einmal, lauter und langsamer — „das Maaß Deiner Verbrechen ist voll.“

„Du verführtest Deines Wohlthäters Tochter, verließest sie, und sie starb im Elende. Thatest Du das?“

„Ja,“ stammelte er hervor. Ich las von einem Papier seine Sünden ab. Ich schob es ihm hin, und er mußte unterschreiben. Er unterzeichnete.

„Du verkuppelst jezt an einen Bösewicht um Geld ein Mädchen. Ich bin Dein Geist, ich warne Dich. Es ist Deine lezte Unthat. Falle nieder und schwöre, schwöre, Du willst es nicht!“

Er fiel nieder auf die Kniee. Er beugte sein Haupt zum Boden. In diesem Momente wollte ich hinter der Tapete verschwinden. Auch wäre alles gegangen; denn er war betäubt, er lag am Bo-

den. Da stürzte auf einmal Dik durch die Tapete in's Zimmer, todtenbleich, und rief gräßlich: „Mörder, Diebe, Moritz! liebster Moritz! Mörder, Diebe, Sie brechen am Küchenfenster!"

Hier sprang Maitland auf. „Moritz?" rief er — „Moritz?" sich schüttelnd, um des Schreckens frei zu werden, und sprang wüthend auf mich ein.

„Ja, Moritz!" rief ich, den alten Dik zurückstoßend — „ja Moritz Bösewicht! Moritz! Und da mein Plan vereitelt ist, du Teufel: so sollen Dich die Sinne überzeugen, daß auch die Erde, das Leben Strafen hat." Ich ergriff sein Rohr. Mein Zorn war wüthend. Ich züchtigte den Satan, der laut vor Schmerz heulte. Der alte Dik schrie eben so gräßlich dazwischen: „Mörder! Diebe!"

Auf dieses Geschrei flohen die Diebe, die in der That hatten einbrechen wollen; mochten sie Geld bei dem Wucherer vermuthen?

„Sieh, Satan," rief ich — „verkriech' Dich, wohin Du willst, mein Arm

soll Dich überall finden, meine Rache Dich überall verfolgen. Zittre sogar für Dein Leben, Bösewicht, wenn Du noch einen Schritt gegen Sophiens Glück wagst!"

Er versprach mit Bitten und Flehen, sich zu bessern. Ich zwang ihn, dem alten Dik die Summe, die ihm gehörte, zu zahlen. Er schrieb einen Wechsel darüber. Dik hatte seine Sachen zusammen gesucht, ich warf meine Maske ab, warf einen Mantel über, und so flogen wir nach Oldenburg, wo Dorsten uns erwartete.

Ich übergab Dorsten Maitlands Unterschrift mit dem Sündenregister. In der Hand eines muthigen Mannes wäre es viel, sehr viel gewesen; aber in Dorstens? — Ich hoffte nicht viel, indeß doch genug, um Sophiens Tante die Augen zu öffnen.

Ich mußte die Nacht Oldenburg noch verlassen; mein alter Dik trieb mich, er sah die Häscher schon hinter sich. Ich ging nach Hannover, und Dor-

sten schrieb mir, daß Maitland mir eine ausgezeichnete Rache geschworen habe. Er hatte die Sache selbst verbreitet, und so scheuete sich Sophiens Tante doch vorerst, mit dem Manne eine Verbindung anzuknüpfen, von dem ein Sündenregister umging, was er selbst unterschrieben hatte. Sophie hatte Ruhe, und Dorsten schmachtete einer bessern Zukunft entgegen.

Moritz an Minna.

Ich hatte mit Dorsten mein Geld getheilt, liebste Minna! Ich hatte noch Geldsummen aufgenommen. Ich hatte mit Dorsten meinen Briefwechsel gesichert. Sophie hatte gewiß noch drei Jahre Ruhe; ich also drei Jahre Zeit, den langen Wunsch meines Herzens zu stillen, die Welt zu sehen, und Ein Bild zu vergessen, das unauslöschlich in meine Seele gedrückt war, Dich, Minna!

Ich wurde Husar unter einem Regimente, das für Indien errichtet wurde. Ach, ich fühlte schon nach wenigen Wochen, daß dieser Stand, den ich von Jugend auf liebte, mir am wenigsten zusagte! O Minna, warum ist mein Herz so gemacht, daß ich glauben muß, ich könne nur im wildesten Gedränge der Gefahren, oder in der tiefsten Einsamkeit glücklich seyn? Warum führt meine brennende Phantasie mich immer durch die Ehrenpforten des Ruhms, dann endlich doch in eine Hütte, die ein kleines, verschwiegenes Thal verbirgt?

Aber ich ertrug; denn mein Ziel war Indien, und der Krieg, und der Ruhm, und große Thaten, und die Milderung des Elends, ein glänzendes Gemählde.

Ich wohnte in einem Hause, in dessen Hintergebäude eine Familie still und einsam lebte, von der ich kaum etwas erfahren hätte, wenn nicht der Sohn, der täglich mit mir, wenn ich zur Reitbahn ging, zur Schule wanderte, mich durch sein interessantes Gesicht angezogen hätte. Ich

redete ihn an, er ging ein paar Gassen allemal mit mir.

Wir wurden bekannter, er war sechszehn Jahre alt etwan. Er begleitete mich wohl Sonntags auf die Reitbahn. Er gestand mir heimlich, daß, obgleich er die Wissenschaften unendlich liebte, er doch mit Freuden Soldat seyn möchte, wenn seine Mutter nicht wäre. Ich hütete mich wohl, ihn zu locken, besonders da ich hörte, seine Familie war aus Bremen; Du weißt, wie man in den Hanseestädten über den Soldatenstand denkt. Aber ich gewöhnte mich immer mehr an den schönen Jüngling, der mit einem hellen Kopfe das weichste Herz, die reinsten Sitten und einen feurigen Muth verband.

Seine Mutter sah seinen Umgang mit einem Soldaten nicht gern.

„Das sieht keine Mutter aus einer Reichsstadt gern," sagte ich lächelnd, an Deinen Vater denkend.

„Ach, darum nicht," antwortete er tiefsinnig. „Darum nicht!" Ich fragte nicht weiter.

Er wußte viel mehr als ich. Wir lasen zuweilen zusammen. Er ritt mit mir zuweilen spazieren. Wir theilten mit einander, was jeder in seinem Stande Gutes hatte; und ob er gleich um so viel jünger war, als ich: so schien mir's nicht so. Er war ernster als seine Jahre, und doch jugendlich heiter.

So erfuhr ich von ihm, daß er eine trübe Zukunft hatte. „Denn am Ende seh ich," sagte er — „doch nichts als Ihren Stand vor mir, Herr Homely." So hieß ich beim Regimente, wie ich in England geheißen hatte. Ich war als ein Engländer einer Achtung gewisser zum Fortschreiten im Regiment.

Diese trübe Aussicht meines jungen Freundes betrübte mich, da ich troz meiner Wechsel, die ich von Deinem Vater empfangen hatte, nichts für ihn thun konnte, als Kleinigkeiten.

Er blieb einmal drei Tage lang aus. Ich hörte im Hause, er sey krank, und nach einigem Besinnen ging ich doch zu ihm, ihn zu sehen. Ich pochte an. Ich

ging hinein. Er reichte mir mit einem freundlichen Blicke die Hand aus dem Bette entgegen.

„Das ist Herr Homely, meine gute Mutter!" sagte er.

Die Mutter, eine ehrwürdige Frau, dankte mir für die Freundschaft gegen ihren Sohn. Ich brachte eine Stunde an seinem Bette zu, und dann ging ich.

Ich ging wieder, und an seinem Bette saß ein Mädchen, seine Schwester, und las ihm vor. Sie legte erröthend das Buch nieder, da ich eintrat. Das Mädchen war einfach, ich möchte sagen, ärmlich, gekleidet, das schöne Gesicht war erblaßt vor Kummer, vor häuslicher Sorge. Die Gestalt war schön; denn sie verließ sogleich das Zimmer, da ich mich setzte.

So wurde ich nach und nach in der Familie eingeführt, und so gewann ich nach und nach auch ihr Vertrauen, und zulezt ihre Liebe.

Aber je näher ich mit ihnen bekannt wurde, desto mehr sah ich, daß ein Nebel von schwerem Kummer über diesem

Hause hing, der zum mindesten nicht ganz von ihren beschränkten Umständen herrühren konnte. Sie waren nur erst kurze Zeit in Hannover. Sie hatten vorher in Bremen gewohnt.

Die Mutter schien mir eine Frau von einem starken Herzen; also mußte das Unglück groß seyn, was sie so niedergebeugt hatte. Das Mädchen war scheu, wortarm, spröde, was mir zuwider ist. Aber wie sie denn endlich Vertrauen faßte, da fand ich in ihr einen Geist, geschmückt mit den Talenten ihres Geschlechts. Sie hatte gewiß eine vortreffliche Erziehung genossen. Sie verstand Musik, sie sang recht gut; aber sehr selten, fast nur allein auf Bitten ihrer Mutter.

Es war etwas seltsames in dem Mädchen, was ich nicht begreifen konnte. Sie ging fast nie aus, als zur Kirche, und da immer in einem dichten Schleier das schöne Gesicht verhüllt. Es war, als hätte sie das Gelübde gethan, allen Freuden des Lebens zu entsagen, allen! Alle ihre Gefühle schienen sich in der Liebe gegen

ihren Bruder und gegen ihre Mutter gesammelt zu haben.

Aus der schonenden Güte, womit Bruder und Mutter sie behandelten, sah ich, daß das Unglück die Tochter betroffen hatte; aber ich konnte nie errathen, welches.

Man vermied mit einer unablässigen Sorgfalt davon zu reden. Ich hörte nie ein Wort.

Die Mutter gestand mir freimüthig, sie hätte anfangs ihres Sohnes Umgang mit mir nicht gern gesehen, weil sie gefürchtet hätte, es möchte ihres Sohnes Liebe für meinen Stand vergrößern.

„Es ist fast der Wunsch aller Knaben,“ sagte ich — „und darum nicht gefährlich.“

„Ach,“ sagte sie mit einem Seufzer — „es ist mehr! obwohl Du mir versprochen hast, mein Kind, nicht wahr?“

„Ja,“ sagte er — „ich hab's versprochen, und werde mein Wort halten, obgleich“ — hier funkelten seine Augen, wie ich sie noch nie gesehen. Seine Mut-

ter faßte mit mütterlicher Zärtlichkeit seine Hand, und bat ihn, ruhig zu seyn.

Mitten im Gespräch kam seine Schwester in's Zimmer. Das Gespräch wurde gewaltsam abgebrochen. Man schwieg.

In der That, Minna, das alles interessirte mich auf's höchste, und interessirte mich immer mehr, je mehr ich fand, daß diese Familie eine der edelsten war, die ich je kennen lernte; daß alle Drei starke edle Seelen waren, ohne Prunk tugendhaft, ohne Schuld unglücklich. Sie zogen mein ganzes Herz an sich.

Jedes Gespräch mit der Mutter hatte einen reichen Inhalt. O Minna, es ist ein schöner Anblick sogar, Unglückliche zu sehen, die aus dem Unglück eine reiche Erndte für den Geist gemacht haben, und nicht allein eine lästige Klage.

Wir sprachen über das menschliche Geschick; die Mutter sagte: „Ohne Glück und Unglück würde das Leben, dünkt mich, genußlos seyn; denn besteht nicht die Freude in der Ueberwindung der Schwierigkeit? Aber es giebt Leiden, die

das ganze Leben begleiten, die erst im Grabe enden. Geduld kann wohl viel thun, auch das Gefühl der Schuldlosigkeit."

„Ich sollte denken, Madame Dörner, das letzte müßte das Leiden ganz besiegen."

„Wenn es das Leiden nicht noch schwerer macht, und das glaube ich fast. Ein Leiden, was ich will, was ich gewählt habe, sey es ein Opfer für die Tugend oder für die Freiheit, wie der Mann sagt, ist leicht. Es ist sogar Gewinn, es ist zulezt ein Siegeskranz. Aber ein Leiden, was mir aufgedrungen wird, ach, am liebsten noch vom Schicksal, bei dem kein Verdienst ist, als höchstens die Geduld, womit es ertragen wird, ist doch schwer. Und was sagen Sie, Herr Homely, wenn es Ihnen von einem Menschen, vorsätzlich, aufgedrungen wird? von einem geliebten Menschen gar? Man verliert Glück, und mit dem Glück Vertrauen, und alles! O die Zeit verbinde mit ihrem balsamischen Flügel eine solche Wunde!"

„O ich will nicht hoffen, Madame Dörner, daß das Ihr Fall ist!"

„Das sage ich nicht, Herr Homely! aber heilen kann selbst die Zeit diese Wunde nicht. Sie muß im Augenblicke des Todes noch schmerzen, glaube ich. Mein seliger Mann verlor seinen Freund. Aber Er gab ihn hin; Er brachte das Opfer, der Freund wurde ihm nicht durch irgend eine Verrätherei geraubt. Er liebte den verlornen Freund bis in's Grab; aber der Verlust war ein Genuß im Leben, eine Hoffnung im Unglück, und wurde ein Lächeln, auf seinem sterbenden Gesicht, das mein' ich, Herr Homely! Er konnte fort lieben; aber kann der fort lieben, dem ein Mensch boshaft das Glück des Lebens raubt? das mein' ich."

O begreifst Du nun, meine mitleidige, sanfte Minna, warum mein ganzes Herz sich an diese Familie hing? begreifst Du es nun?"

Ich hatte nicht das Herz, eine Frage weiter zu thun. Solche Gespräche aber führten wir nur, wenn die Tochter nicht gegen=

gegenwärtig war. Die Tochter führte die kleine Haushaltung mit einer Ordnung, die sehr angenehm war.

„Ist da,“ fragte ich, an Maitland denkend: „ist da nicht der Haß gegen einen solchen Menschen eine Linderung des Leidens, Madame Dörner?“

„Und ist das nicht ein Unglück mehr, wenn der Haß lindern muß?“ frage ich Sie! „Haben Sie je gehaßt, Herr Homely?“

„Ja!“ rief ich aufspringend: „ich hasse, ich hasse von Herzen, von ganzem Herzen Einen Menschen nur auf der Erde! Einen! Aber diesen hasse ich wie den Teufel, und dieser Haß, fühle ich, ist eine Freude für mich.“

Sie sah ihren Sohn an, und faßte seine Hand; aber er riß seine Hand aus ihrer, und rief: „Ich habe es Ihnen versprochen; aber hassen will ich ihn, so lange diese Brust einer Empfindung fähig ist; — o, das Geschick führe den Teufel ja nie auf meinen Weg, wenn ich ein Mann bin!“

Die Mutter legte ihm die Hand sanft auf den Mund, und sagte mir traurig: „ist denn der Haß eine Linderung des Leidens, Herr Homely? Ist er? Ich zittere dafür.“

Die Tochter trat ins Zimmer, sie sah unsere Bewegung; aber sie lächelte nur, und setzte sich an ihre Arbeit.

Am andern Morgen, wie ich mit dem Jüngling meinen Weg ging, hob ich wieder davon an. „Ich wollte,“ sagte er: „Sie könnten die gestrige Unterredung vergessen. Ich vergaß mich gestern. Ich habe meine Mutter betrübt. Ach, darum eben wollte ich Soldat werden; darum eben.“ Ich fragte nicht weiter.

Der Rittmeister meiner Eskadron wurde versetzt. Wir erhielten einen andern Rittmeister. Ich nannte zufällig dem Jüngling den Namen des neuen Rittmeisters, und ich sah sein Gesicht bei dem Namen erblassen.

„Um Gotteswillen,“ sagte er: „wissen Sie, wo er ehedem lebte?“

„In Bremen, auf Werbung.“

„Ach, ach!" rief er, und legte die Hand vor das erblaßte Gesicht. „Er ist's, er ist's!" rief er, „und wir müssen von hier fort!"

Ich staune ihn an. „Wenn Sie nicht irren, lieber Dörner! Mein Rittmeister sieht nicht aus, als könnte er Ihr Feind seyn. Er hat das gutmüthige Gesicht eines Engels."

„Damit betrog er meine unglückliche Schwester. Haben Sie etwas von seiner Hand?"

Ich zeigte ihm eine Ordre. Erblassend sagte er: „Er ist's! er ist's!"

Minna, ich habe nie einen Menschen gesehen mit einer einnehmendern Miene, als eben den Rittmeister, und was noch mehr war, er hatte sich, von dem ersten Augenblicke an, an mich angeschlossen. Er war schon ein paar Mal bei mir gewesen. Ein Glück, daß er den Jüngling noch nicht bei mir getroffen hatte. Ich sagte Dörnern, daß ich den Rittmeister für einen edlen Mann hielte.

„Nun denn!“ rief er, und ging. Er kam zurück, er brachte mir ein Paket Briefe von des Rittmeisters Hand. Ich lese, ich frage; Dörner füllt mit seiner Erzählung die Lücken aus, welche die Briefe lassen. Und dieser Rittmeister ist ein Elender, ein Betrüger, ein niederträchtiger Betrüger. Ich erstarre; aber es ist nicht anders. Hier hast Du des unglücklichen Mädchens Jammergeschichte:

Dörner, der Vater, war in Bremen der geachteste Bürger der Republik. Er machte vielleicht nicht das reichste Haus, das konnte er nicht; denn er lebte von einem kleinen Vermögen und von seinen Besoldungen; aber doch das geehrteste Haus. Wen Dörner aufnahm, der fand überall Zutritt.

Mein Rittmeister lag in Bremen auf Werbung für Hannover. Er war gezwungen, von seinem Solde zu leben, das heißt: ärmlich. Man liebte die Werbe-Offiziere nicht in den Häusern der Bürger.

Dörner lernt den Lieutenant an einem öffentlichen Orte kennen. Der junge Mann gefällt ihm, durch die Festigkeit, die fast jeden Offizier, der Geist hat, auszeichnen muß, durch den Geist, mit dem er die Unterhaltung würzt, und durch das offne Geständniß seiner Armuth und seiner bedrängten Lage.

Dörner erkennt in dem jungen Mann, was jeder thut, einen Mann, einen edlen Mann, und er bittet ihn zu sich. Der Lieutenant weiß, was das heißt, und er ist dankbar. Nun ist er in der Gesellschaft eingeführt. Er geht in Dörners Hause aus und ein, erst als Gesellschafter des Vaters, dann als Hausfreund, dann heimlich als der Liebhaber der Tochter.

Die Tochter, vortrefflich erzogen, also recht wohl wissend, daß dieses keine Verbindung ist, die für ihre Familie paßt, weist sogleich die ersten andeutenden Schritte des Lieutenants zurück, mit Grazie, aber auch mit entscheidendem Ernst.

Der Lieutenant, sich verlassend auf seine Talente, auf seine Jugend, auf seine Erfahrung, mit Frauenzimmern umzugehen, auf sein Schauspieler-Talent, und die Mamsell Dörner nach dem Aufwande des väterlichen Hauses für eine sehr reiche Verbindung haltend, zieht sich bescheiden zurück, aber den Schmerz auf dem leidenden Gesicht. Er umschwebt das Mädchen, er betrachtet sie nur aus der Ferne. Er erräth alle ihre Wünsche, er lebt nur für sie, um sie anzubeten; aber er schweigt.

Dörners Tochter ist ein junges Mädchen von siebenzehn Jahren. Sie sieht die stille, hoffnungslose Liebe des schönen, von ihrem Vater so hoch gepriesenen Mannes. Sie wird gerührt, sie fühlt nach und nach, daß sie nicht länger wird widerstehen können, und die Tochter macht die Mutter zur Vertrauten ihrer Liebe.

Die Mutter seufzt; denn sie kennt ihres Mannes Grundsätze. Sie untersucht den Zustand des Herzens ihrer Tochter,

aber die ehrfurchtsvolle Liebe des Lieutenants hat des Mädchens Herz mit einer unendlichen Leidenschaft gefüllt. Die Mutter, die sieht, wie sehr ihr Mann den Jüngling auszeichnet, wie bei allen Gelegenheiten Dörner erklärt, er, der selbst vortreffliche Kinder hat, wie glücklich Eltern seyn müßten, die einen Sohn hätten, wie den Lieutenant, macht der Tochter Hoffnungen.

Der Lieutenant, der Mutter und Tochter bemerkt, sieht, was vorgeht. Er nähert sich unmerklich, und nun — endlich nach tausend Schwüren seiner Treue, seiner ewigen Liebe, legt die Mutter die Hand der Tochter in die Hand des Lieutenants. Der Vater, der jetzt kränkelt, erfährt eben darum nichts davon.

Des Lieutenants Schulden werden von Madame Dörner bezahlt, ohne daß er, ohne daß die Tochter etwas davon weiß. — Der Lieutenant bezieht eine bessere Wohnung, er hat jetzt ein Reitpferd. Man sagt, er hat eine Erbschaft gethan. Alles sind Wohlthaten der Madame Dörner.

Da stirbt der Vater. Auf dem Sterbebette entdeckt die Mutter dem Manne die Verbindung der Tochter mit dem Lieutenant. Der Liebhaber ist in der Nähe. Er wird gerufen mit der Tochter. Der sterbende Vater legt seine Hand in der Tochter Hand, und segnet sie beide.

Er knieet vor dem Bette, er schwört, er ist außer sich, er ist ganz selig.

Nach dem Tode Dörners findet sich sein Vermögen unsicher, schwankend erst. Dann, da die Frau den Zustand untersuchen läßt, ist alles fast dahin.

In der Zeit ist der Lieutenant nach Hause gereist, um eine kleine Erbschaft zu thun, die ihn über den Mangel wegsetzt. Er schreibt die zärtlichsten Briefe. Mutter und Tochter sind froh, daß er glücklicher ist, als sie.

Er kommt zurück. Die Geliebte sagte ihm mit der Zuversicht des Edelmuths, daß sie arm ist, daß ihre Mutter von dem Almosen der Stadt lebe. Sie sieht wohl, welch' eine Veränderung das auf seinem Gesicht hervorbringt; er umarmt seine

Braut doch mit der Begeisterung der Liebe, und redet von der nahen Hochzeit.

Aber Eins hat sich seit ihres Vaters Tode bei ihm verloren, die strenge Ehrerbietung gegen die Braut. O Minna, Du kennst die Verführungen dieser Teufel nicht! Das edelstolze Mädchen widersteht mit Festigkeit, und er — er muß noch eine kleine Reise machen, und dann —

Er macht die Reise, von der er nicht zurückkehrt. Sein Nachfolger kommt an. Der Lieutenant hat seinem Nachfolger geschrieben, was er alles im Werbhause finden müßte. In einer Unterschrift unter diesem Briefe schreibt der Teufel: „Bald hätte ich vergessen, Herr Kamerad! daß ich auch eine Geliebte in Bremen habe, Mamsell Dörner, die ich Ihnen auch abtrete, und zwar hiedurch in Form Rechtens; das schönste Mädchen der ganzen Stadt werden Sie finden. Lassen Sie die Wittwentrauer um mich erst vorüber seyn, und dann, hoffe ich, wird sie Ihnen die Rechte nicht länger versagen, die ich Ihnen abtrete.“

Sein Nachfolger macht wirklich darauf hin einen Besuch bei Dörners, und man nimmt ihn artig auf, erkundigt sich mit so viel Interesse nach seinem Vorfahr, daß er wohl sieht, es könnte Ernst seyn. Er antwortete ausbeugend auf ihre Fragen, wann er wiederkommen würde.

„Kurz," sagt die Mutter — „Herr Lieutenant, wir haben ein Recht auf diese Fragen; denn sehen Sie, dort meine Tochter ist Ihres Vorgängers Braut."

„Hm! hm! Braut also? Madame, das habe ich zu bezweifeln. In der That! Und ich habe von Ihrem Hause so sehr viel Gutes gehört, daß es mir nahe geht, Sie in Hoffnungen zu sehen, die niemals erfüllt werden können."

Die Tochter verläßt händeringend das Zimmer. Die Mutter frägt: „Niemals? niemals, sagen Sie? O mein Gott, wir kennen den Herrn Lieutenant als einen der redlichsten Menschen."

„Den Ruf hat er, Madame! Ja, den hat er. Aber mich dünkt, ich habe gehört, daß er eine reiche Heirath macht."

„Das ist Unwahrheit, mein Herr, und ich bitte Sie, — wenn Sie ein Mann von Ehre sind, und das sollte jeder Mann seyn, der eine Uniform trägt — das zu beweisen.“

„Kennen Sie seine Hand, Madame?“

„Wie meine eigene.“

„So lesen Sie die Nachschrift in diesem Briefe.“

Madame Dörner las, und erblaßte, las wieder, und wurde noch blasser. Aber nur noch immer hatte sie die ersten Worte gelesen; denn sie konnte vor Thränen nicht. „Ich bitte Sie, lesen Sie mir vor, was er schreibt.“ Der Offizier, ein ehrlicher Mann, ohne Feinheit, liest mit lauter, deutlicher Stimme die Nachschrift vor.

Man hört an der Thür ein Geschrei. Es ist die Tochter, die an der offnen Thür alles gehört hat, und mit einem Geschrei in Ohnmacht sinkt.

Die Sache kommt aus. Man spottet des Mädchens, als hätte sie den Edelmann geliebt. O dieses höhnische Gezücht

der boshaften Verläumder! Will die Mutter das Leben der Tochter retten: so muß sie Bremen verlassen. Sie flüchtet nach Hannover, lebt hier in der Stille, unbekannt; die Tochter entschlossen, ihr Vertrauen an einen Bösewicht in einem ewigen Grame abzubüßen.

Und nun ist der Verräther hier. Die Mutter traf sogleich Anstalt, wieder weiter zu gehen. So lange hielt die ganze Familie sich versteckt zu Hause. Da mein junger Freund Abschied von mir nahm, sagte er mir: „Ihnen, mein Freund, übergebe ich die Rache einer so tief gekränkten Familie."

„Ich nehme sie," sagte ich freudig — „ich nehme sie. Aber gieb mir die Briefe des Bösewichts, und den lezten mit der Nachschrift. Wo wir uns finden, sind wir Freunde."

Der Jüngling brachte mir noch am Abend spät die Briefe. Die Nacht reisten sie ab.

Ein brennender Haß tobte in meiner Brust gegen den gefühllosen Unmenschen,

meine Minna! Tausendmal war ich Willens, seine Briefe auf der Parade vorzulesen; aber was war's denn? eine gemeine Schlägerei; er bezahlte vielleicht mit ein paar Tropfen Blut sein höllisches Verbrechen.

Kaum konnte ich mich mäßigen.

Da kündigte der Satan seine Verbindung mit einem jungen, unschuldigen, reichen Fräulein an; da hatte ich meine Rache, und ein Herz konnte ich retten aus den Krallen dieses höllischen Geistes. Ich hatte Bekanntschaft in dem Hause seiner Braut. Seine Briefe trug ich wie ein Heiligthum in meiner Tasche. Ich war gefaßt für jeden Augenblick.

Es war Gesellschaft in dem Hause der Braut. Ich war dort, Er. Wir jungen Leute sitzen in einem Zimmer zusammen, mit der Braut Mutter, viele Offiziere, und unser Obrist, ein edler Mann, edel im hohen Sinne des Worts, was mich freute.

Das Gespräch wendete sich natürlich von der Braut auf die Treue der Män-

ner und der Weiber. Man erzählt Beispiele von Untreue, von Treue.

„Das schauderhafteste Beispiel der Untreue meines Geschlechts,“ sage ich, in den Kreis vortretend — „weiß ich.“

„Oho, Kornet! Sie?“ frägt der Obrist. „Lassen Sie hören! Erzählen Sie.“

„Ich muß Sie aber bitten, mich gar nicht in meiner Erzählung zu unterbrechen. Das muß ich mir recht feierlich erbitten.“

„Das wird eine Gespenstergeschichte,“ rief der Obrist.

„Es kann wohl seyn, daß Sie hier Gespenster sehen werden.“ Ich hob an. Ich nannte nur nicht Ort und Namen. Die Begebenheit erzählte ich getreu. Der Rittmeister stand schief gegen mir über, ich konnte ihn sehen. Anfangs war er ruhig; da aber die Begebenheit näher rückte, da fing er an, unruhig zu werden. Er wechselte die Farbe.

Er sagte ein paar Worte, mich zu unterbrechen. Der Obrist rief: „Nicht unterbrochen, Rittmeister!“

Ich fuhr fort, eifriger, begeisterter, und man nahm innigen Theil. Der Bösewicht marterte sich, Geistesgegenwart zu behalten, aber vergebens. Er biß die Lippen, sein Auge war voll Wuth. Ich sagte nun die Worte des Postscripts, erzählte den stummen Jammer des Mädchens, die Flucht der Familie aus ihrem Vaterlande, und dann schwieg ich.

Alles schwieg. „Das ist nicht möglich, Kornet,“ sagte der Obrist. „Sie haben uns da einen Roman erzählt; denn der Mann wäre ein ehrloser, höllischer Schurke.“

Da ich mich so viel wie möglich gehütet hatte, den Rittmeister anzusehen: so mogte er glauben, ich wüßte den Namen nicht, oder wie es war, er sagte lächelnd: „Kaum möglich!“

„Sehr wahr,“ sagte ich — „denn der Held dieser Geschichte sind Sie, Herr Rittmeister.“

Das Wort betäubte wie ein Donnerschlag die ganze Gesellschaft, und der Rittmeister stand wie eine Leiche da. Aber ein furchtbares Roth goß sich jezt über sein Gesicht. Er trat auf mich ein. „Das Ende dieses Mährchens, Herr Kornet, machen wir unter vier Augen ab.“

„Ich steh' zu Befehl; aber ein Mährchen laß ich meine Begebenheit nicht schelten, Herr Rittmeister; denn hier sind Ihre Briefe. Ich kann sie in keine bessere Hände geben, als in die Hände dieser ehrwürdigen Dame, der Mutter eines Mädchens, das ihrem Herzen für das ganze Leben anvertraut werden soll.“

Ich gab die Briefe der Mutter. Sie stand auf. „Ich danke Ihnen, Herr Kornet! ein volles, von Dank überfließendes Mutterherz dankt Ihnen. Mein Sohn! mein Sohn!“ Sie schlug die Arme um mich.

„Und Sie könnten glauben, meine gnädige Frau,“ hob der Rittmeister, sich fassend, an —

„Ich

„Ich glaube nichts, Herr Rittmeister!“ sagte sie — „ich glaube vielmehr, Sie werden sich vertheidigen, Sie werden den Herrn widerlegen können. Aber ich bin dem Herrn Kornet für seinen Muth, mein Kind retten, und so retten zu wollen, so öffentlich, unter dem Schutz des würdigen Obersten, Dank schuldig, und auch Sie, Herr Rittmeister, sind ihm Dank schuldig, auch wenn Sie sich rechtfertigen können, wie ich hoffe.“

„Das kann ich, meine Gnädige! das kann ich!“ rief er, nach seinem Hute greifend.

„Sehen Sie, Herr Rittmeister,“ sagte die Dame — „so halte ich Sie für schuldig. Erzählen Sie hier, hier, was an der Geschichte ist, was nicht!“

Er wollte anheben. Ich sagte ihm: „Herr Rittmeister, hüten Sie sich! Hier steht der Rächer der Ehre des Mädchens.“

„Hier steht der zweite!“ rief der Obrist, aufstehend. „Nun erzählen Sie!“

Er wollte sich durchdrängen zwischen Wahrheit und Lüge. Eine Dame wollte

ihn in Schutz nehmen, des Adels willen. „Ich ehre den Adel, Ihr Gnaden," rief der Obrist — „aber davon ist hier die Rede nicht. Hier ist die Rede von der Frage, Rittmeister, die Sie offen beantworten werden: Haben Sie dem Mädchen die Ehe versprochen?"

„Nicht so eigentlich, Herr Obrist! ein junger Mensch — Herr Obrist, wenn man Langeweile hat —"

Ich nahm einen Brief, und las vor, wo er der Geliebten dankt, daß sie endlich seine unendliche Liebe erhört hat. Ich las den Brief an die Mutter, wo er ihr für die Einwilligung in seine Verbindung mit ihrer Tochter dankt. Es waren so bestimmte Stellen, daß er nicht läugnen konnte.

„Nun etwas Anderes, etwas Anderes, Herr Rittmeister!" rief der Obrist. „War das Mädchen nicht darauf treulos?"

Er wollte wirklich zu diesem Mittel greifen, aber ich holte den lezten Brief hervor, wo er ihrer Tugend, ihrer Ein-

gezogenheit, ihrer jungfräulichen Züchtigkeit Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

„Herr Obrist,“ hob er an — „die Ehre verbietet mir zu sagen, was ich sagen müßte, um meine Unschuld zu erweisen. Die Ehre gebot mir, das Mädchen schweigend zu verlassen, und dafür bin ich nur dem Herrn Kornet Genugthuung schuldig, weil er sich zum Ritter der Dame aufwirft.“

„Die Nachschrift, Herr Rittmeister, aber die Nachschrift? heißt das schweigend eine Geliebte verlassen?“

„Für die Begebenheit bin ich nur dieser Dame und dem Fräulein eine Erklärung schuldig; das Uebrige, Herr Obrist, habe ich mit meinem Ankläger abzumachen.“

„Wir, Herr Rittmeister,“ sagte die Mutter seiner Braut — „sind fertig. Wir haben, so lange wir leben, nichts mehr mit einander abzumachen.“ Das Fräulein fiel ihrer Mutter hier mit einem Entzücken in die Arme, was mir der

Obrist hernach erklärte: Sie liebte schon einen jungen, edlen Mann.

Er stürzte zum Zimmer hinaus. Der Obrist nahm mich allein. Er legte seine Hand auf meine Schulter und sagte: „Brav genug! guter, muthiger, lieber Junge! Die Mutter sagte, mein Sohn! zu Ihnen! Ich muß es auch sagen. Mein Sohn also.“ Er drückte mich an seine Brust.

„Aber, mein Sohn,“ fuhr er fort — „mit dem Avancement hier sieht's nun betrübt aus; denn die Braut war reich, sehr reich. Die Verbindung hatte große Mühe gemacht, und er, der Spitzbube, gehört in eine Familie, die mächtig ist. Ich schaffe Ihre Dimission, so bald Sie sie verlangen.“

„Ich verlange sie also, Herr Obrist!“

„Gut, so haben Sie desto freiere Hand. Ich will Sie nach Cassel empfehlen, lieber Freund.“

Ich lächelte. „Nein, Herr Obrist; denn mein Abschied kommt wie gerufen.“

Der Rittmeister foderte mich; ich züchtigte ihn mit Freuden. Man kennt ihn zum mindesten an einer Narbe quer über das Gesicht.

Ich that wohl, daß ich meinen Abschied nahm; wäre der edle Obrist nicht gewesen, man hätte mir noch viel Verdruß gemacht. Des Rittmeisters Braut sendete mir den Abend vor meiner Abreise einen köstlichen Brief, den ich Dir hier beilege, und eine ihrer schönen Locken in einer goldnen Kapsel, und, wie Du lesen wirst, bittet sie mich, die dem Mädchen zu geben, das mein Herz und meine Treue für immer hätte. Ich sende Dir das Medaillon. Du siehst aus dem Briefe, daß diese Begebenheit die Veranlassung geworden ist, sie mit ihrem Geliebten zu verbinden.

Ich machte meine Wechsel nun zu Gelde, verkaufte meine Equipage, ging über Hamburg nach Philadelphia; aber so oft ich das goldene Me-

daillon mit des Fräuleins Haar ansah, erinnerte es mich, daß das Mädchen, das ich liebte, dem ich treu seyn wollte, jenseits des Meeres wohnte. Ach, Minna! Dein Vater hatte mir Dich versagt. Ich floh, um Dich zu vergessen! Ich habe Dich nie vergessen, Minna! Mein Herz zog mich zurück. Ich ging mit einem Hamburger nach Hamburg zurück.

Da hast Du mein Leben, liebe Minna! Ein Engel kann nicht ein Wort mehr hinzusetzen, und nun mache Du, was Du willst. Ich habe Deine erste schöne Antwort. Ich weiß sie auswendig. Ich habe sie bis heute mit dem Haar des Fräuleins auf der Brust getragen.

Fortsetzung von Blanka an Reginen.

Das sind seine Briefe! Minna las sie, und ihr schönes Herz schlug in hohem Triumphe. Aber doch zitterte sie vor dem Vater.

Niemand im Hause wußte etwas, nicht die Mutter, nicht Therese, nicht Base Pold; Minna allein trägt Angst und Seligkeit. Endlich an einem ruhigen Tage, da weder Briefe kamen noch abgingen, da der Vater allein in seinem Verschlage saß, um zu rechnen, da Mutter, Base Pold und Therese zu einem Besuche sind, nachdem Minna unten dem Burschen bestellt, daß alles abgewiesen werden soll, trägt Minna die Briefe ihres Freundes ihrem Vater hin.

„Was giebt's?“

„Briefe, lieber Papa!“

Er nimmt sie, und Minna geht, aber sie lauscht durch die Nebenthür. Sie sieht ihren Vater lesen, nun immer eifriger, immer eifriger. Sie sieht, und welch

ein Himmel von Seligkeit sinkt in ihr Herz, sie sieht ihren Vater sich die Augen trocknen, hastig alle seine Bücher zumachen, die Stirn in die Hand gestützt, da sitzen und nachsinnen. Er pfeift auf dem Schlüssel; aber Niemand kommt, und er vergißt es wieder, und sinnt, und sinnt, bis die Andern vom Besuche zurückkommen.

Er springt auf. „Minna!“ ruft er. Minna muß kommen. Die große Stunde ist da. Sie bleibt zitternd, blaß, wie eine Sünderin an der Thür stehen. Die drei andern sehen vom Vater auf die Tochter voller Erstaunen.

„Hast Du Moritzen schon gesprochen?“

„Nein, Papa! noch nicht, lieber Papa!“

Die Federmütze flog auf des Papa's Kopfe umher wie ein gepeitschter Kräusel. Er ging unruhig auf und nieder. „Wo ist denn der Bursche?“

„Ich weiß es nicht, lieber Papa!“

„Aber Briefe hast Du mit ihm gewechselt?“

„Ja, liebster, gütigster Papa! das habe ich. Er hat zwei Briefe von mir.“

„Ihr werdet schöne Dinge hören!“ rief Herr Samuel. „Wo erfuhrst Du zuerst, daß er da war? Denn was Du mir gabst, ist der Anfang nicht.“

„In der Kirche, lieber Papa!“ Ach, sie erzählte.

„Alle Welt! Nun sehe ich, wozu die Ordnung in meinem Leben gut ist. In der Kirche? Machen den lieben Gott zum dritten Mann in Liebeshändeln? Wo ist sein erster Brief?“ Minna zog ihn aus ihrem Busen hervor.

„Lies vor, Minna! lies!“ Herr Samuel wollte Minna mit dem Vorlesen bestrafen. Minna aber, fest entschlossen, zu siegen, las mit lauter Stimme, aber mit solcher Begeisterung, daß Mutter, Base und Therese sich die Augen wischten. Da die Stelle kam: Dank sey der Ordnung Deines Vaters und seinen Uhren! die Minna gern überhüpft

hätte, rief Samuel: „So mag sich der Teufel in Acht nehmen, wenn sie die Ordnung zu einer Fallbrücke machen!“

„Was antwortetest Du? Lies vor! lies vor!“

Minna las ihren schönen Brief vor. Samuel'n blieb das Wort auf den Lippen hängen. Endlich sagte er: „Das hast Du aus irgend einem Roman, Min!“

„Nein, Vater, es kam aus einem vollen Herzen.“

„Erzähle weiter!“ Nun erzählte Minna von der Predigt, und wie sie entschlossen gewesen sey, ihr ganzes Glück dem häuslichen Frieden aufzuopfern, und dem Willen ihres Vaters. „Darum bat ich ihn, er sollte mir alles schreiben, was er gethan hätte, eher könnte ich ihm nicht wieder schreiben, eher ihn nicht sehen. Da gab ich dem Papa meine Briefe.“

„Ja, hier sind sie, und wenn das so ist, so ist's gut.“ Er gab Minna die Briefe, ließ sich eine brennende Pfeife ge-

ben, setzte sich in seinen Sessel, und Minna mußte lesen.

Sie las den ersten Brief von Moritzens Jugend. „Das ist ein Satan, der Maitland,“ rief Samuel; „aber Ihr werdet hören, wie er ihn züchtigt. Alle Henker! ich hätte mit geschlagen, sage ich, und hätten sie mich eingesteckt.“

„Das ist ein vertrackter Bursche, der Moritz!“ rief er beim zweiten Briefe. „Könnt Ihr es loben, daß er das Mädchen da vor der Nase der Tante entführen will? Kannst Du, Min? Obwohl der Dorsten da mir vorkommen will, als ein Haase.“ Sie las.

„Nun kommt der dritte Brief!“ rief Samuel. „Alle Welt! dem Jungen sitzt das Herz auf dem rechten Fleck! Ich hätte mich selbst mit dem Spitzbuben herumgehauen. Das ist eine hübsche Geschichte; ja, ich kann Euch wohl sagen, sie hat mir die Augen naß gemacht, und wo nimmt der Junge alle die schönen Worte her?“

„Aus dem schönen Herzen, Papa!“

Minna las. Auf einmal fiel Base Pold ein: „I du mein Gott! i du mein Vater! das ist ja Hannchen Dörner, aus Bremen, des Senators Tochter!“

„Wie? was?“ rief Samuel, von seinem Sessel aufspringend. „Pold, sind Sie nicht gescheut?“

„Ja, mein Gott, das ist sie, die Tochter von dem Manne, der Herrn Hoppe die Braut vor der Nase weg heirathete. Lieber Gott, da kommt's der Tochter zu Hause!“

„Zu Hause? der Tochter? Aber, o du grundgütiger Gott! rief er und streckte die Arme gen Himmel: „wenn gute Menschen, wie die Base, dich für so einen Maitland ansehen, was werden Bösewichter! Zu Hause kommen? dem unschuldigen, lieben Mädchen? Aber, ist es denn auch wahr, Base? sind's Dörners?“

„Ganz gewiß, Herr Vetter! Denn das war in Bremen ein Aufwand, ein Kutschenfahren, Konzert und Ball, ein

Großgethue, Herr Vetter, und währenddes ging der gute Herr Hoppe von Land und zu Land, suchte Ruhe und fand sie nicht."

„Wie jener unsaubre Geist, Base, im Evangelio."

„Das nicht, es sind nur Worte der Schrift; aber wahr ist's. Wenn Moritz es gewußt hätte —"

„Ich hoffe, er hätte nicht anders gehandelt. Was geht Moritzen Hoppens Wanderschaft an?"

Minna las weiter. Da die Stelle kam, wo Madame Dörner davon redet, daß ihr Mann seinen Freund verloren hat, aber auf eine tugendhafte Weise, rief Base Pold: „Seht! o seh einer! Ein Opfer nennt die Dame das? Ein schönes Opfer, dem Freunde die Braut zu stehlen!"

Herr Samuel rieb sich die flachen Hände mit dicht zugemachten Augen. Hier wußte er nicht, was er sagen sollte. „Pst!" rief er endlich: „und daß Hoppe, wenn er einmal kommt, davon nicht

ein Wort erfährt, das rathe ich Euch; denn er kann noch immer nicht den alten Freund vergessen."

Minna las ihren Brief zu Ende, ohne weiter unterbrochen zu werden, als durch die einstimmigen Lobeserhebungen seiner Zuhörer.

Samuel strich Minna über die Wange; denn so etwas von Lesen hatte er noch in seinem Leben nicht gehört. „Mein Schatz," sagte er hernach allein zu seiner Frau: „ich kann's dem Burschen nicht verdenken, daß er bis an die Ohren verliebt in das Ding ist. Denn sag', mein Schatz! ist's nicht, als ginge eine Flöte, wenn sie liest? und holte die nicht Thränen aus einem Bimsteine hervor: so will ich so trocken als ein Bimstein werden!"

Es war Dienstag, und Minna mußte oben bleiben; Herr Samuel stellte sich selbst ans Komptoirfenster mit einem weißen Schlafrock. Es war dunkler Abend.

„Minna!" zischelte die Stimme Moritzens, und seine Hand kam ins Fenster.

„Höre, Moritz," antwortete die Baßstimme Samuels: „wir warten schon seit einer Stunde auf Dich, und Minna auch mit einem Glase Punsch. Minna hat ihn selbst gemacht, und sie hat mich hieher gestellt, damit ich Dir's sagen sollte."

Wie der Eckstein zwei Schritte von ihm, so starr und stumm stand Moritz da; aber es war nicht anders. „Ja, lieber Oheim," sagte er denn kalt: „ich will herein kommen."

Er schellte, und Denhard lief an die Thür mit Licht, und fuhr drei Schritte zurück, da er seinen furchtbaren Feind sah. „Ist der Punsch schon oben, Herr Denhard?" fragte Moritz, doch halb aus Verlegenheit.

„Ja," sagte Denhard noch viel verlegener, da er vom Punsch wußte; denn der kam nur an Freudentagen. Aber wie viel verlegener wurde er da, als Herr Samuel oben rief: „Nun Moritz, der Punsch wird kalt!"

Er trat in die Thür mit Samuel. Niemand erwartete ihn. Da stürzte mit einem Freudengeschrei Minna auf ihn zu, und die beiden Liebenden lagen einander in den Armen.

Das war doch dem Herrn Samuel zu viel. Er ging im Kreise um sie her, den Kopf mit der Federmütze ganz entsetzlich schüttelnd, daß der Kuß da gar kein Ende nehmen wollte. Und da er ein Ende nahm, da richteten beide die thränenvollen Augen auf einander, schluchzten laut, fingen mit einem neuen Kusse wieder an, bis des Herrn Samuels Baßstimme so kräftig dazwischen hin dröhnte, daß Minna doch einen Blick auf den Vater warf.

Aber was war's? Moritzens Briefe und Minna's Vorlesen hatten dem Vater eine ganz neue Seele eingehaucht; und da Moritz die Preise der Waaren in Amerika wußte, weil er für seinen Freund ein Schiff hatte beladen lassen, und von Indigo, Kampesche-Holz, Ginseng, Baumwolle, Zucker und Kaffee, wie ein Buch redete, Herr Samuel, ihn

steif ansehend, in der Zerstreuung des Zuhörens, ein Glas Punsch nach dem andern trank, weil ihm jeder, um ihn heiter zu machen, eins reichte, so daß er oft in jeder Hand ein Glas hatte: so hatte das alles die Wirkung, daß Samuel mit Augen, die von Wein, Liebe und Lust blitzten, sagte: „Na, Moritzchen, so nimm sie! so sollst Du sie haben, meine Minna! Moritzchen, komm! Du sollst sie haben. Nun so nimm sie doch! Nein, Moritzchen, nein, Minnichen, Ihr müßt Euch recht umfassen. So! nun ruft: es leben Braut und Bräutigam, Moritz und Minna hoch!"

Herr Samuel hob sein Glas zu hoch, und zu einem Ehrensprunge den Fuß auch; er verlor ein ganz klein Wenig das Gleichgewicht, hielt sich am Thürdrücker, die Thür ging auf, und da flog der horchende Herr Denhard in's Zimmer, ach, und sah Minna in Moritzens Armen, und Herrn Samuel, mit einem kirschrothen glänzenden Gesicht, von dem

das Vergnügen leuchtete, auf sich zukommen. „Hoch, Herr Denhardchen! hoch! gebt ihm ein Glas, gebt dem Herrn Denhardchen ein Glas! Theres-chen! hört denn das Mädchen nicht? Bäschen Leopoldinchen, geben Sie ihm eins; denn Herr Denhard ist heute Abend um eine schöne Hoffnung ärmer geworden."

„Es ist wahr, liebstes Denhardchen! ich hatte Ihnen da Minchen zugedacht, das ist auch wahr: Sie hatten sie verdient, trinken Sie, trinken Sie! Aber was kann man machen! Sie sind wie ein Stundenglas mit trocknem Sand gefüllt; und der da speit wie der Aetna Feuer und Flamme, und geht, wie Sonne, Mond und Sterne, bald im Sommer, bald im Winter auf, schlägt sich mit Spitzbuben herum, denen Sie nur aufpassen. Also, liebstes Denhardchen, sehen Sie; denn die da, Minnichen, die segelt auch auf Wolken und Morgenröthen, wie da geschrieben steht in ihren

Briefen. Also sehen Sie, Denhardchen, das junge Paar lebe hoch!“

Herr Denhard bückte sich zur Erde, und rief: „Hoch!“

Am andern Morgen aber, da der Freuden- und Punschrausch bei Herrn Samuel vorüber war: da hinkte die Bedenklichkeit nach. „Ja,“ sagte er — „er soll sie haben, ja, ja! aber er muß etwas um die Hand nehmen. Denn hier im Hause kann er nicht bleiben. Das Mädchen ist sechszehn Jahre alt. Das ist also noch nichts. Und — ich will's wohl machen.“

Vetter Moritz mußte also richtig zum Hause hinaus. Herr Samuel gab ihm einige seiner Geschäfte, richtete ihn ein, schaffte ihm Kredit, Korrespondenz, und sagte: „Sieh, Moritz, wenn ich sehe, Du bist fleißig, Du schickst Dich: so kürze ich Deine Dienstjahre ab; denn meine Minna, denk' ich, kann mit der Rahel aus der Bibel es recht wohl aufnehmen.“

Moritz lächelte, aber er arbeitete, und da er in Amerika die Augen offen gehabt hatte, machte er einige glückliche Spekulationen, vor deren Gründen und Feinheiten Herr Samuel seine Federmütze abzog.

Aber es kamen auch Tage, wo Herr Samuel fluchte wie ein Landsknecht; denn Moritz hielt sich ein Reitpferd, was ihm noch von den Husaren anhing, und einen Reitknecht, dem er Uniform gab. Er ging auf Bälle und Maskeraden, ritt und fuhr, konnte wohl auf der Börse fehlen, wenn er dort nichts zu thun wußte, er gab seinen Freunden, deren er viele hatte, ein theures Abendessen auf dem Baum, wo er mit Medoc anfing und mit Zyperwein aufhörte.

Sein Umgang bestand aus den gebildesten der jungen Kaufleute, die Samuel des Luxus wegen nicht leiden konnte, und die eben darum Moritz gegen die ganze Welt in Schutz nahm.

Er verborgte Summen, ohne Verschreibung, sogar an unsichere Freunde. Er reiste auf vier Wochen sogar ab, wenn's eben Zeit war, daß Schiffe ankamen und abgingen.

„Das hat alles Herr Hoppe auch gethan," sagte seine Familie, wenn Samuel unruhig die Federmütze auf dem Kopfe umher laufen ließ. Das ging eine Zeitlang; aber endlich schwor Herr Samuel, daß Herr Denhard, sein Stundenglas, mehr werth wäre, als der feuerspeiende Berg Moritz, und daß Niemand von ihm verlangen könnte, er sollte seine Tochter unglücklich machen.

Fortsetzung.

Auf einmal war Moritz fort; er war auf einen Brief, den er erhalten hatte, abgereist, ohne jemanden zu sagen, wohin. Er hatte alles Geld aus der Kasse, und

Wechsel, so viel er hatte, mitgenommen, und nach vier Wochen wußte noch kein Mensch von ihm etwas.

Dann kam ein Brief an seinen Oheim, worin er ihn bat, seine Leute abzudanken, seine Sachen zu ordnen, seine Bücher zu schließen, weil er durch eine Begebenheit abgehalten sey, vorerst wieder in Hamburg zu erscheinen. Der Brief war voll einer Unruhe, die gar zu merklich war. Es kamen Stellen vor, aus denen man das Allerschlimmste in der Welt schließen konnte.

An Minna war ein Brief beigelegt, der nichts enthielt, als die paar Worte: „Ich verschwinde, meine theuerste Minna, auf ein paar Monate nur, hoffe ich. Vielleicht auf ein Jahr; Du kennst mich, meine Minna! Du kennst mich, und das ist mein Trost, mein Muth, meine Hoffnung. Ich bitte nur mein Schicksal, daß Du gar nichts von mir hören magst bis dahin, wo ich Dir selbst erklären kann, was ich zu thun durch den

härtesten Wurf des Geschicks gezwungen war.

Mit diesen Räthseln in den Briefen hatte es Herr Samuel gar nicht zu thun, sondern mit seinen Büchern; denn Moritz hatte leider in diesem Jahre zugesetzt, durch eine seltsame Wirthschaft, durch leichtsinniges Verbürgen, Verleihen zugesetzt.

„Ich wollte," rief Samuel — „er wäre in's Pfefferland gezogen, und ließe uns hier in Ruhe. Denn Minna, das Buch eines Kaufmanns ist mehr als ein Liebesbrief; und seine Bücher laufen auf einen weißen Stab hinaus, mit dem er einmal als Bettler zum Thore hinaus muß."

Aber Minna ließ sich nicht irre machen. „Ein Herz ist mehr als ein Buch," sagte sie zu ihrer Mutter. Der Base Pold durfte sie damit nicht kommen. Sie hofften auf Briefe von ihm. Es kamen keine. Sie hofften auf ihn selbst.

Schon war er sechs Monate weg. Er kam nicht.

Nun fing Minna an zu überlegen, wo er seyn könnte. Bei Dorsten nicht; denn Moritz hatte ihr selbst die Briefe von Dorsten gezeigt, worin er Moritzen schrieb, daß er ganz nah an der Erfüllung aller seiner Wünsche stehe. Sophiens Pflegemutter habe sich endlich von ihm und Sophien überzeugen lassen, daß Maitland und Braun ein paar heuchlerische Bösewichter wären.

Er hatte das Glück gehabt, seinen mütterlichen Oheim auf seine Seite zu bringen, und er habe die allergegründeste Hoffnung, seine ganze Familie mit dem einzigen Wunsche seiner Seele zu versöhnen. Obendrein hatte ihr Moritz nachher kurz vor seiner Abreise gesagt, Dorsten wäre glücklich; denn Sophie wäre seine Frau. Also in Oldenburg konnte er nicht seyn; auch war er dorthin gar nicht gereist; denn er hatte den Weg

nach Schwerin genommen, wohin er auch sich Geld hatte nachkommen lassen.

„Aber," rief sie — „wo er auch ist, er ist gewiß auf einem Wege der Tugend, der Großmuth. Das weiß ich, und soll mir das nicht genug seyn?"

So gehen noch einige Monate hin, und bei jedem Monatsschlusse schwört Samuel: „Ich will lieber meine Minna einem Lastträger geben, als dem verlaufenen Vetter. Auf einmal erscheint im Komptoir ein Mann mit einem Wechsel von Moritz auf Herr Samuel Heimchen. Herr Samuel will sich eben zu Tisch setzen. Herr Denhard kommt herauf, und frägt, ob er den Wechsel bezahlen soll.

Herr Samuel hält lange, sehr lange das Papier vor die trüben Augen, und antwortet nicht. Er läßt den Fremden herauf kommen.

„In Havelberg gab Ihnen mein Neffe den Wechsel?" fragt Herr Sa-

muel, und alle richten den Blick auf den Fremden.

„In Havelberg, Herr Heimchen! ich dachte nicht, daß es Umstände machen würde; denn da ich Ihren Herrn Neffen hier bei Ihnen gesehen hatte —“

„Hier? Hier? Wie denn so?“

„Sie werden sich erinnern, lieber Herr Heimchen, ich hatte für Tancher und Compagnie aus Havelberg einen Posten zu berichtigen.“

„Ach ja! ja! Herr Dolz! seyn Sie willkommen. Jezt erst erkenne ich Sie, und ohne Umstände, Sie müssen unser Gast seyn. Sie sind ein braver, ein rechtschaffener Mann, ein Mann, den ich in der That hochachte.“

„Eben darum, Herr Heimchen, gab ich ohne Umstände dem Herrn Neffen das Geld; denn er war in Verlegenheit, und die Sache hatte Eile wegen seines Unglücks. Er mußte fort, auf der Stelle fort.“

„So? Welch Unglück denn, Herr Dolz? Wollen Sie nicht Suppe nehmen? Welch Unglück?“

„Wissen Sie denn nicht, Herr Heimchen?“

„Seit einem Jahre fast kein Wort.“

Hier sah Herr Dolz ein wenig verlegen aus. So hätte ich wohl besser gethan, ganz zu schweigen. Minna athmete kaum. Herr Samuel fragte weiter.

„Sehen Sie, Ihr Herr Neffe hatte einen jungen Mann im Duell erschossen, oder wie es seyn mochte.“

„Mörder!“ rief Samuel heftig, und legte seine Serviette auf den Tisch. „Mörder nun auch! und er führt meinen Namen, meinen ehrlichen Namen!“

„Es geht mir nah, Herr Heimchen, und ich bedaure — von Herzen — daß — und hätte ich die Umstände vorher gewußt, wie nachher: so würde ich freilich Anstand genommen haben.“

„So? Anstand? da hört's, ein ehrlicher Mann hätte Anstand genommen! Wie war's denn? Wie war's?"

„In Wustrop — ich weiß nicht, ob Sie da bekannt sind? im Lauenburgischen, lebte eine adeliche Dame mit ihrer Tochter, einem schönen Mädchen, die aber an einen jungen hannöverschen Offizier verlobt ist. Hat Ihr Herr Neffe sie schon vorher gekannt, oder wie es ist, das weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß der junge Offizier sein Busenfreund gewesen ist, ich denke, Ihr Herr Neffe hat einmal bei dem Regimente gestanden; so wird gesagt."

„Das ist der Rittmeister, der Rittmeister!" rief Samuel etwas froher.

„Bitte um Vergebung, dieser war kein Rittmeister, sondern ein junger Mann noch. Kurz und gut, Ihr Herr Neffe hat das Mädchen, wie man sagt, geliebt" — Minna erblaßte, und Therese faßte ihre kalte Hand — „Sie

ihn. Ihr Herr Neffe entführt das Mädchen der Mutter Nachts aus dem Hause —"

„Entführer! Mörder! Gott sey mir gnädig!"

„Der Bräutigam setzt ihm nach. Auf der Gränze, denn Wustrop liegt nahe an der preußischen Gränze, holt er den Entflohenen ein. Ihr Neffe schießt sich mit ihm, und der junge Mann fällt hart verwundet. Kurz, beide, das Fräulein und Herr Heimchen —"

„Ja, Herr, so heißt der Mörder, der Mädchen Entführer! ja! O du mein Gott!"

„Kamen nach Havelberg, und ehe ich wußte, wie die Sache war, zahlte ich auf diesen Wechsel."

„Dann kam das Gerücht hinten nach von der — nehmen Sie es nicht übel, Herr Heimchen! — von der Unthat. Die Mutter des jungen Mädchens kam,

— sie konnten nicht fort, denn die Braut war krank geworden vor Schrecken, — aber Ihr Herr Neffe drohet der Mutter, und er hat eine Art zu drohen, Herr Heimchen — Kurz, die Mutter dringt nun darauf, daß er sich mit dem Mädchen kopuliren läßt. Das ist denn auch doch geschehen. Die Mutter giebt der Tochter ihren Fluch. —"

„Ich gebe ihm meinen!" rief Samuel mit hochgehobenen Händen.

Da stürzte Minna in des Vaters Arme, und wollte die fluchenden Hände herabziehen; aber er rief fort: „Ich gebe ihm den Fluch des betrogenen Vaters, den Fluch der verlassenen Braut, meiner betrogenen Tochter mit."

„Nein," rief Minna — „ich fluche ihm nicht!" und mit den Worten sank sie ohnmächtig ihrer Schwester in die Arme.

Herr Dolz sah wohl, was er gemacht hatte. Er griff nach seinem Hute

zu gehen; denn der Vater würde, sah er, den Wechsel nicht bezahlen.

„Nein, Herr Dolz, nein!“ rief Samuel. „Sie gaben das Geld auf den Glauben an meinen Namen. Sie werden bezahlt;“ und er ging mit ihm hinab in's Komptoir, wo er zahlte, und wo Herr Dolz ihm noch einmal die ganze Begebenheit erzählen mußte.

In demselben Augenblick, da Samuel wieder herauf kam, und trostlos bei Minna stand, die man vergebens tröstete, kam ein Brief von Hoppe an Samuel.

„Nein, nein,“ rief Minna — „es ist nicht. Er ist nicht verheirathet. O ich kenne ihn!“

„Nicht?“ rief Samuel laut und zornig — „so höre!“ Er las den Brief.

„Was ist denn das, Samuel? Ich sitze hier, und kann, ich weiß nicht, welche Ahnung von Unglück, nicht aus dem

Kopfe los werden. Jezt eben war mein Neffe Ludwig bei mir, um abzureisen. Er sagte mir, unter andern, daß er in Magdeburg Moritzen mit seiner Frau gesprochen hätte."

„Moritzen?" rief ich aufspringend — „was? Heimchen? den Moritz?"

„Ja, giebt es denn einen andern?"

„Ja," schrie ich — „wenn von seiner Frau die Rede ist: so muß es, wenn's Gottes Wille ist, einen andern geben. Denn das ist nicht möglich."

Er lächelte und sagte: „Ich habe in Magdeburg mit Moritz Heimchen und seiner Frau gegessen."

„Und seine Frau war doch, denn wenn es seine Frau ist, Ludwig: so war's doch Minna? Oder er hatte Dich zum Narren. Denn dieser Moritz —"

„Dieser Moritz, lieber Oheim," sagte Ludwig nun, und Ludwig weiß beim Himmel, was er sagt — „Dieser Moritz

Moritz scheint ein Engel; auch schien er mir so in Magdeburg. Ich saß mit niedergeschlagenem Hute, und rechnete, da er mit seiner Frau in's Zimmer trat. Er redete mit ihr, er sprach ihr Muth ein, er schwor ihr, das Leben für sie zu lassen. Da sah ich auf, weil die Stimme mir bekannt schien. Er erkannte mich auch den Augenblick, und kam mit dem Gesicht, was immer Recht hat, auf mich zu, und stellte mir seine Frau vor."

„Das muß sehr geschwind gegangen seyn, Herr Heimchen; denn vor vierzehn Tagen, ich war in Bremen, wußte man da noch nichts von Ihrer Heirath, und vermuthete auch wohl nichts.

„Er sah mich starr und mit sehr sichern Blicken an; dann drückte er meine Hand, und sagte finster: „Die Tugend hat so gut ihre Fallen, worin das Glück der Menschen gefangen wird, als das Laster."

„Das Wort eines Mannes, lieber Herr Heimchen," sagte ich eben so ernst, meinen Blick auf ihn fest haltend — „sollte, dächt' ich, in keiner Falle gefangen werden."

„„Denn,“ sagte er heftig — „ich kann es ja mit dem Leben retten."

„„An der Seite Ihrer Frau klingt das ein wenig prahlerisch, Vetter!"

„„Ihnen, wenn nur nicht mir. Das allein hab' ich zu thun."

„Ich aß mit ihm und seiner Frau. Er war am Tisch tiefsinnig, so gar betrübt zuweilen, und dann auf einmal erheiterte sich sein Gesicht, und Sie wissen, wie schön er dann ist.

„Ich erinnerte ihn, da seine Frau weg war, an Minna. „Ich bin nicht allmächtig. Ich bin nur Mensch," sagte er — „und ist Glauben, ist Treue nicht ein bloßes Wort, Ludwig: so — und ich bitte den Himmel um nichts, um nichts, glauben Sie mir, um nichts, als

daß ich mich nicht geirrt habe. Mag mein Herz verschmachten unter dem Elende des Lebens, mag — o wenn ich nur nicht verliere das Einzige, warum ich zu leben gewünscht haben kann!"

„„Aber, mein Gott, Herr Heimchen, Sie —"

„„Ich verlange nicht, daß Sie mich für besser halten, als ich mich gebe; denn Sie kennen mich nicht; aber es ist schmerzlich, da verkannt zu werden, wo es der höchste Triumph des Lebens ist, gekannt zu seyn, wo selbst dieser feste Glaube die schärfsten Pfeile des Schicksals stumpfen kann. Mein Herz mögen sie treffen!"

„„Ich verstehe Sie nicht, Vetter!"

„„Das ist mein Unglück," sagte er, mich umarmend. Ich mußte abreisen. Er auch.

„Sieh, Samuel, das erzählte mir Ludwig. Gib mir doch gleich Nachricht, wie es in Deinem Hause steht, ob

Du verstehst, oder Minna, was Moritz sagt.

„Ludwig meinte, es müßte ganz etwas besonders vorgegangen seyn; er wollte über Moritz nicht urtheilen. Ich will es auch nicht, Samuel. Aber seine Frau, zum Henker, das ist doch zu viel. Schreib mir sogleich.“

Diesen Brief las Samuel vor. „Nun denn, zweifelst Du noch, Minna?“

Minna, bleich wie eine Leiche, lispelte mit sterbender Stimme: „Ich verstehe ihn, Vater! Und wenn er mein Herz gebrochen hat: so verstehe ich ihn doch.“ Dann aber sank sie an dem Herzen Theresens in Ohnmacht.

Samuel hob noch einmal die Hände hoch empor, und fluchte dem Mörder seiner Tochter und dem Räuber seiner Ehre.

Eine Todtenstille ruhte nun in dem Hause, wo sonst die Freude alle ihre

schönsten Stimmen der Eintracht, des Friedens, der Lust hatte ertönen lassen.

Therese hatte ihre Schwester auf ihr Stübchen geführt. Da saß Minna, das Auge auf den Boden geheftet, und sann mit zagender Seele der Möglichkeit nach, wie er dennoch unschuldig seyn könnte, und dann fragte sie verzagend: „Seine Frau, hat er gesagt?"

„Seine Frau, liebste Minna!"

„Aber fluchen will ich ihm dennoch nicht," sagte sie leise — „der Himmel gebe ihm alle Freuden, die ich träumte, und die nun aus meinem dunkeln Leben genommen sind."

Es kamen nun lauter Nachrichten von seiner Verheirathung. Niemand konnte mehr zweifeln. Aber Minna vertheidigte noch immer sein Herz.

„Er konnte nicht anders," sagte sie — „glaubt mir, er konnte nicht anders, und mich! mich kannte er! Er ist nicht glück-

lich! Ach, wir alle nicht! Aber glaubt mir, o glaubt mir: er ist ein edler Mensch!"

So behauptet sie noch jezt gegen mich, Regina, ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll; aber ich weiß, wozu das Unglück gut ist in einem reinen unschuldigen Herzen. Minna hat eine Hoheit der Seele durch ihr Leiden erhalten, eine Sanftmuth, eine Güte, als wäre sie längst aus dem Leben weggenommen, und der unsterbliche Geist mit seinen Tugenden schwebte in der zarten Gestalt eines Engels noch unter uns.

Ihr Vater erkannte es; alle erkennen sie es. Der Vater hat verboten, den Namen Moritz zu nennen; denn ohne einen Fluch vermag er es nicht. Aber Minna selbst, sie redet von seiner Verheirathung nicht; aber sie sitzt ganze Stunden neben mir, und erzählt mir von ihrer Kindheit, von ihrem unschuldigen Leben mit ihm, und drückt den brennenden Pfeil der Liebe noch tiefer in ihre Seele, so daß sie zuweilen mitten in der

Erzählung aufspringt, und ruft: „Es ist nicht möglich! Er ist unschuldig!“ Aber dann versinkt sie wieder unter der Last eines schmerzlichern Grams, der, mich dünkt, ihr Herz, ihr Leben zernagt.

Denn in der Gesellschaft ihres Vaters, ihrer Mutter, ihrer Base, ist sie heiter. So gar ihrer Schwester verbirgt sie einen Theil des Grams; nur mir hat sie ihr ganzes Herz geöffnet; „denn Du, liebste Seele,“ sagt sie — „Du mit Deiner Trauer kannst mich verstehen. Bist Du allein in der Welt, wie Du sagst, Blanka? ich bin es noch mehr! Vor Dir liegt Dein Leben, Deine Hoffnung; mir liegt das Leben rückwärts. Meine Hoffnung ist die Erinnerung. Deine Sterne gehen auf. Meine Sterne sind alle untergegangen. Nur Einer noch steht vor mir, und schimmert über meinem Grabe!“

Sieh, Regina! so phantasirt sie, und ich lasse sie; denn diese sanften Phantasieen trösten sie, und machen den Gram,

der sonst verzehrend seyn müßte, zu einer schönen Sehnsucht.

O ich wollte, Du könntest sie einmal da sitzen sehen, wenn ich ihr die Kolma vorsinge, wie sie die Worte nur mit den feinen Lippen nachspricht, und wie nun ein schönes Geisterlächeln auf dem sanft erröthenden Gesicht seinen überirrdischen Glanz verbreitet, wenn ich an die Worte komme: „Grabet das Grab, ihr Freunde; aber schließt es nicht, bis ich komme! Mein Leben schwindet wie ein Traum! Wie sollt' ich zurückbleiben?"

Und ich, Regina! ich? traure ich denn minder, als sie? O mein Herz wird von so vielen Seiten bedrängt, daß ich jeden Abend mit dem Entschlusse mich niederlege, abzureisen; aber wenn ich nur von fern den Gedanken anstoße: so umschlingen mich Arme, Blicke und Worte voll Liebe, und halten mich, und Minna frägt: „Du auch, Du Blanka, Du wolltest mich verlassen? auch Du?" Und sie legt das erblaßte Gesicht an meine

Brust, und ich muß auf's neue versprechen.

Herr Samuel selbst schüttelt, wenn ich den Gedanken anstoße, seinen Kopf. „Sagen Sie mir, liebste Freundin, was treibt Sie? was in aller Welt?"

„Lieber Herr Heimchen, wenn auch nichts, schon der Gedanke, Ihnen beschwerlich —"

„Paperlapap!" rief er — „das ist nicht einmal Ihr Ernst, ob Sie gleich dazu aussehen, als empfangen wir Sie am Morgen mit sauren Gesichtern, und sagten mit bittern: „Gute Nacht!" Einen bessern Grund.

„Ich halte es für Pflicht, lieber Herr Heimchen —"

„Pflicht? nun das läßt sich hören. Was halten Sie denn für Pflicht, Püppchen?"

„Mit einem Wort, Herr Heimchen, mein Brodt mir zu verdienen."

„Unabhängig zu seyn, soll das heißen? Paperlapap! Ein Frauenzimmer wird nicht unabhängig. Ja, wären Sie ein Mann: so sollten Sie mir auf's Komptoir. Was nennen Sie unabhängig? Ein Mädchen wird unabhängig vor dem Altare; und so lange muß sie neben der Zucht am Hausaltare sitzen, im Schleier der Keuschheit, unter dem Blicke einer Mutter und Base, Hand in Hand mit den Schwestern, und das alles, sehen Sie, trifft sich hier. Also einen bessern Grund, Mamsel!"

Ich erröthete; denn den wahren konnte ich nicht sagen.

„Wenn es Ihr Ernst ist, weg zu wollen, und Sie haben nichts Anderes noch in Petto, was Sie nicht sagen dürfen, weil Sie ein Mädchen sind" — Himmel, wie roth wurde ich! — so will ich Ihnen sagen, was Ihnen fehlt: es gefällt Ihnen hier nicht. Es ist Ihnen hier zu still, zu einsam. Sie sind es vom Hause her besser gewohnt, oder schlechter; und ist das,

liebe Mamsel Blanka! so, sehen Sie! ich habe meine Mütze zum Abschiede schon in der Hand."

„Setzen Sie wieder auf, Papa! das mein' ich nicht. Denn wo will ich auf der weiten Erde ein Haus finden, wo die Tugend, der Frieden, die Liebe, die Einigkeit vertraulicher wohnen, als in Ihrem Hause?"

„Ich weiß ein Haus," sagte er lächelnd. „Ihr eigenes einmal, denk' ich, hoffe ich" — und hier wurde er entsetzlich ernsthaft — „erbitte ich von Gott, Blanka! Ihr eignes, mit einem Mann, der Sie herzlich liebt, mit einem edlen Mann, der, wie Therese immer sagt, das Ideal der Männer ist.'

„Papa! Papa!" rief ich ängstlich, daß er noch endlich den Namen nennen würde — „hören Sie auf! denn sonst jagen Sie mir eine Schamröthe nach der andern ab, daß ich so wenig einem Ideale der Mädchen ähnlich bin." Ich stand

auf, verbeugte mich höflich, um zu gehen.

Er runzelte die Stirn, und sagte: „Ueberlegen Sie das mit Gott und mit Nachdenken; und vom Abreisen kann nicht eher die Rede seyn, als bis Sie einen Grund haben, der doch mehr ist als Minus."

Sieh, Regina! ich fühle, ich werde mich einmal mit Gewalt losreißen müssen, von diesen guten Menschen, die mich alle mehr lieben, als ich Ihnen wieder geben kann.

Ende des ersten Bändchens.

[illegible] wenig [illegible], [illegible] haben.

Er [illegible] die [illegible] Regel: [illegible] Sie [illegible] und [illegible] dem [illegible] nicht [illegible] Sache [illegible] die [illegible] einen [illegible] die [illegible]

[illegible] Ende [illegible] zu [illegible] ich [illegible] gut [illegible] ich [illegible]

[illegible]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Bürgersinn und Familienliebe, oder Tobias Hoppe

Bd.: 1

Halle (1812)

P.o.germ. 785 c-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113382-2